Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universiät zu Berlin | 15. Jahrgang | Juni 2003

UNAUF gefordert

123

+++ auf die köpfe kommt es an (mlynek) +++

WOHNUNGSGENOSSENSCHAFT
LICHTENBERG e.G.

WGLi

WOHNEN IST LEBEN

www.wgli.de

info@wgli.de

Wohnungsgenossenschaft Lichtenberg e.G., Landsberger Allee 180 B in 10369 Berlin
Mo. 7:00-15:00 Uhr, Di. u. Do. 13:00-18:00 Uhr, Mi. 9:00-15:00 Uhr, Fr. 9:00-12:00 Uhr

Wir helfen Euch !

Zuhause ist bei uns.

(030) 9 70 00 - 444 Fax (030) 9 70 00 - 490

UnAuf gefordert

Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herausgeberin:
StudentInnenparlament der HU

Verantwortliche Redakteure für diese Ausgabe:
Gesa Gottschalk, Steffen Hudemann, Roland Borchers, Sören Kittel, Doris Mall

Redaktion: Alexander Florin, André Sowade, Anika Lampe, Annemarie Schlörer, Annika Waldhaus, Bernhard Holl, Christina Pack, Denise Klink, Frederike Felcht, Julia Roth, Josef Kuske, Kirsten Matthes, Lena Domröse, Markus Balkenhol, Martin Raasch, Martin Uebele, Nina Töllner, Ole Bubenzer, Oliver Tripp, Sabine Schereck, Sebastian Schöbel, Stefan Martini

Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Verantwortlich für Anzeigen:
Kai Adamczyk

Satz: Dirk Limbach

Fotos: Christoph Schlüter, Andrea Becker-Weimann

Illustrationen: Andrea Becker-Weimann, Britta Kussin

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Hauptgebäude, Raum 3022
Tel.: 2093-2288, Fax: 2093-2754,
redaktion@unaufgefordert.de
werbung@unaufgefordert.de

Öffentliche Redaktionssitzungen:
montags um 18 Uhr im Raum 3022

Belichtung: Medienraum des RefRat

Druck: FATA MORGANA Verlag, Brunnenstr. 181, 10119 Berlin

gedruckt auf Recyclingpapier im Trockenoffsetverfahren

Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Nachdruck nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, Leserinnen- und Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
26. Mai 2003

Redaktionsschluss der Nr. 138:
23. Juni 2003

editorial

»Please love me« ist die oberste Platte auf dem Stapel, den jemand in den Flur der Humboldt-Uni gelegt hat. Darauf ein Zettel: Zu verschenken. Ein Ablenkungsversuch. Im Jahr 2003 hat niemand etwas zu verschenken. Nicht in Berlin. Und an den Berliner Unis schon gar nicht. Da hat jemand Angst bekommen vor dem eigenen Mut. Er wollte vertuschen, was der Plattenstapel wirklich ist: Ein stummer Schrei nach Liebe. »Please love me«, fleht der Unbekannte, der gar nicht so unbekannt ist. Rückschlüsse auf die Identität bietet zunächst die Auswahl der Platten. Die Stars des tschechischen Schlagers sind dabei, der junge Karel Gott. Ungarische Volksweisen, Russische Opern, Stimmungslieder von DDR-Labels. Aber auch einige Westplatten sind darunter und verraten: Hier will jemand Verbundenheit mit der Ost-Uni vortäuschen, kann sich aber von seinen westlichen Wurzeln nicht lösen. Die einzelnen Titel schließlich bringen die Lösung. Wer fleht »Move a little closer«? Richtig: Jemand, dessen Studenten seinen Rücktritt fordern. Wer würde den Satz hinterlassen »Ich habe mir einen Stundenplan der Liebe ausgedacht«? Nur ein Physiker. Es handelt sich also bei dem Unbekannten um jenen Mann, der sich die Sorgen seiner Studenten anhört. Und zwar immer genau eine Viertelstunde lang: »Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir«. Der Schrei nach Liebe stammt also von mir.

Herzliche Grüße

u Jürgen

Aus unserer Plattenkiste

Die UnAufgefordert will nicht all die schönen Platten für sich behalten. Deshalb werden wir sie verschenken. In jeder Ausgabe eine. Als Verbeugung vor dem Präsidenten der Humboldt-Universität beginnen wir mit: "Please love me – Caravelli and his Magic Violins". Diesen schönen Tonträger mit einer orangegetönten jungen Frau auf dem Cover bekommt, wer folgende Frage am schönsten beantwortet: Was sagt die Studentin auf dem Plattencover zu Jürgen Mlynek?

Einsendeschluss ist der 23. Juni. Der Rechtsweg ist völlig ausgeschlossen.

Caravelli and his Magic Violins
»Please love me«
CBS, 1967
made in Czechoslovakia

auf die köpfe kommt es an

Das ist Jürgen Mlyneks liebster Spruch. Doch was für ein Kopf ist der Präsident der Humboldt-Universität eigentlich? Wo kommt er her? Wo will er hin? Und was halten seine Studierenden von ihm?

9 Ein Monstrum mit fünf Köpfen

Fünf Menschen an der Humboldt-Universität werden nur fürs Präsidieren bezahlt. Das ist in Deutschland einmalig. Lohnt es sich?

10 Doppelkopf

Für die Uni Konstanz hatte Jürgen Mlynek ähnlich große Pläne wie für die Humboldt-Uni. Genauer betrachtet: dieselben.

11 Köpfchen, Köpfchen

Ein Mann mit Jutebeutel und Chauffeur: Jürgen Mlynek auf dem Weg nach oben.

13 Den Kopf auf der Schiene

Der Präsident lauscht den Sorgen seiner Studenten. Dann muss er wieder los.

14 In die Köpfe geguckt

Wie heißt der Präsident? Und was tut er? Eine Umfrage.

16 «Wir wollen die besten Köpfe«

Jürgen Mlynek über Studiengebühren, falsche Feindbilder und Coca-Cola.

politik

18 Get up, stand up

Am 21. Mai demonstrierten Studierende gegen Kürzungen.

20 Die Operation beginnt

Benjamin Franklin und Charité werden zusammengelegt.

21 Blaue Briefe

Das Bafög-Amt kontrolliert. Datenschutz ist Nebensache.

22 Einsame Kämpfer

Studieren vor fünfzig Jahren: Der Aufstand am 17. Juni.

dossier

24 Koalition der leeren Kassen

Studiengebühren in Deutschland.

24 Was zahlen die Anderen?

Studiengebühren in der Welt

26 Spenden statt meckern

Studiengebühren in Dresden?

studieren

28 Höhere Männerpension

Eine Nacht im Gästehaus der Humboldt-Universität.

30 Unihelden: Die Simulantin

leben

32 E-Mail aus...Bologna

32 Tapferer kleiner Thinktank

Das Wiwi-Café in der Spandauer Straße.

33 Sommerloch

Sieben Orte, um den Sommer in Berlin zu überleben. Der ist nämlich nicht so schön, wie alle behaupten.

37 Metropolen in Deutschland

Tübingen

kultur

38 Plattenwäsche

39 Kinotag: Blutige Erdbeeren

Studentenbewegung reloaded.

40 Tipps & Termine

42 Katechismus des Studenten

Folge XXXV

rubriken

3 Editorial
6 News
7 Bauvorhaben
40 Tipps & Termine

Coffee-Bar
in der
Juristischen
Fakultät

Espresso · Cappuccino · Lattes
Muffins · Bagels · Brownies
Suppen · Sandwiches
Aufläufe · Bier · Wein
und viel mehr
...

In der Eingangshalle der
Juristischen Fakultät der
Humboldt-Universität

Montag bis Freitag
8:00 – 20:00 Uhr
Samstag
9:00 – 16:00 Uhr

TIM'S

Bebelplatz 1
Berlin Mitte
10117 Berlin
gegenüber dem Hauptgebäude
Fon: 20 45 58 25

Mehr Arbeit für Profs

Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter an Berliner Universitäten sollen in Zukunft mehr lehren. Dies plane der rot-rote Senat, berichtete die ›Berliner Morgenpost‹. Die Regierung wolle die Lehrverpflichtung der Wissenschaftler erhöhen, um die Zahl der Studienplätze halten zu können. Gleichzeitig, so die ›Morgenpost‹, halte der Senat an seinen Sparvorgaben fest. Zu diesen will die Regierung am 24. Juni konkrete Zahlen vorlegen. Die Präsidenten der drei großen Berliner Universitäten protestierten gegen die Erhöhung der Lehrverpflichtung.

Bewerbungen zum Wintersemester

Die Humboldt-Universität nimmt trotz des Beschlusses des Akademischen Senats Bewerbungen für das Wintersemester 2003/2004 an. Für alle Fächer gilt allerdings ein interner Numerus clausus. Die Übersicht über das Studienangebot erscheint etwa Mitte Juni und kann zusammen mit den Bewerbungsunterlagen im Hauptgebäude, Zimmer 1046, abgeholt werden. Das Immatrikulationsbüro nimmt Bewerbungen nur zwischen dem 1. Juni und dem 15. Juli an. Unterlagen und weitere Informationen unter: www.hu-berlin.de/studium/zugang.htm

Beitrag erhöht

Der Beitrag für die verfasste Studierendenschaft der Humboldt-Universität erhöht sich ab dem Sommersemester 2004 auf 6 Euro pro Semester. Das beschloss das StudentInnenparlament auf seiner Sitzung am 26. Mai. Die Erhöhung um 89 Cent begründet Finanzreferent Jörg Pohle vor allem mit erhöhten Ausgaben, die durch die Vielzahl an Referaten und die studentische Sozialberatung entstehen. Mit den Mehreinnahmen von rund 35.000 Euro soll vor allem deren Fortbestand in den nächsten Jahren gesichert werden.

Präsidium ausgedünnt

Nach einem Monat Amtszeit verlässt René Leminger (Linke Liste) das Präsidium des StudentInnenparlaments der Humboldt-Universität. Sein Amt im Referat für Internationalismus legt er ebenfalls nieder. Durch Lemingers Rücktritt sind von fünf Plätzen im Präsidium nur noch drei von gewählten Vertreterinnen besetzt.

Vizepräsident Prömel wiedergewählt

Das Konzil der Humboldt-Universität (HU) hat am 13. Mai Hans Jürgen Prömel zum Vizepräsidenten für Forschung an der HU wiedergewählt. Prömel erhielt 34 von 52 abgegebenen Stimmen. Sein Gegenkandidat Gerhard Lindner, Präsident der Fachhochschule Coburg, erhielt elf Stimmen. Die Wahl war notwendig geworden, da Prömel sich als einziges Präsidiumsmitglied 2000 nur für drei Jahre verpflichtet hatte. Nun wurde er für weitere drei Jahre in seinem Amt bestätigt. Ein Großteil der studentischen Vertreter im Konzil enthielt sich der Stimme. Die Studierenden argumentierten, die Universität könne sich wegen der angespannten Haushaltslage kein hauptamtliches Präsidium leisten.

Flierl widerspricht Sarrazin

Wissenschaftssenator Thomas Flierl (PDS) hält an dem Ziel von 85.000 Studienplätzen fest und will weiterhin Hochschulverträge abschließen. Eine Wissenschaftspolitik, die zwischen produktiven und unproduktiven Wissenschaften unterscheide, gehe an der Wirklichkeit vorbei. Damit widersprach Flierl dem Finanzsenator Thilo Sarrazin (SPD), der gefordert hatte, »unproduktive Studiengänge« zu schließen. Flierl sagte weiter, dass die »Konsolidierungslast im Wesentlichen bei den drei großen Universitäten liegen muss«. Bisher war von Einsparungen von 200 Millionen Euro die Rede, was dem Jahresetat einer Universität entspricht. Am 24. Juni will der Senat konkrete Forderungen stellen.

Wolf widerspricht Sarrazin auch

Auch der Berliner Wirtschaftssenator Harald Wolf (PDS) glaubt nicht, dass sich die Universitäten Berlins nur auf »kurzfristig relevante Fächer« konzentrieren sollten. Damit stellt er sich gegen die Meinung seines Kollegen Thilo Sarrazin (SPD), der die Lehrinhalte der Berliner Hochschulen nur auf nahe liegende wirtschaftliche Bedürfnisse der Region ausrichten möchte. Auf einer Podiumsdiskussion, die das Otto-Suhr-Institut der Freien Universität im Rahmen des Ökumenischen Kirchentages am 28. Mai veranstaltete, sagte Wolf: »Standortrelevanz kann kein hinreichendes Kriterium für

Hochschulpolitik und die Entwicklung der Hochschulen sein.« Im Gegenteil: »Aus wirtschaftspolitischer Sicht ist ›Überflüssiges‹ im Hochschulbereich sogar durchaus wünschenswert.« Was betriebswirtschaftlich unnötig erscheine, könne »aus volkswirtschaftlicher Perspektive eine Ressource darstellen«, so Wolf. Er hoffe weiterhin, dass sich die Hochschulen aus der Defensive hinausbewegten und »ihre Relevanz der Öffentlichkeit gegenüber stärker begründen«.

U1 fährt seltener

Die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) schränken den Zugverkehr auf der U1 nach Dahlem ein. Das berichtet die ›Berliner Zeitung‹. Mit dem Fahrplanwechsel zum 15. Juni fällt tagsüber pro Stunde eine Verbindung weg. Stammlinie ist fortan die U15. Sie wird durchgehend zwischen Uhlandstraße und Warschauer Straße fahren. Außerhalb der Hauptverkehrszeit verkehrt die U1 nur zwischen Krumme Lanke und Nollendorfplatz. Der genaue Fahrplan für die einzelnen Strecken liegt bei der BVG derzeit noch nicht vor.

Ästhetische Erfahrung an der FU

Im Mai hat die Freie Universität (FU) einen neuen Sonderforschungsbereich ›Ästhetische Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste‹ eröffnet. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die bislang hauptsächlich naturwissenschaftliche Forschungen unterstützte, finanziert diesen mit sieben Millionen Euro. Elf geisteswissenschaftliche Fächer, unter anderem Philosophie, Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft, werden interdisziplinär forschen. Dabei sollen der Sinn von isolierter und die Schwierigkeiten bei interdisziplinärer Forschung untersucht werden. Es wurden bereits 20 wissenschaftliche Mitarbeiter eingestellt. Im Juni ziehen diese in die ehemalige Direktorenvilla des Botanischen Gartens in Dahlem.

Studieren in Potsdam nur noch mit NC

Nach der Freien Universität und der Technischen Universität Berlin hat auch die Universität Potsdam einen flächendeckenden Numerus clausus beschlossen. Bisher war rund ein Viertel der Studiengänge an der Uni Potsdam zulas-

>> Seite 8

Wichtige Bauvorhaben an der Humboldt-Uni

Foto: Christoph Schlüter

> Amerika! Land der Freiheit, Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Ein Land, in dem Leistung noch zählt. Deutschland dagegen! Ein Land von Gartenzwergen, Erbsenzählern und Provinzfürsten. Mit Bundesländern, die einhundertneunzigmal in den US-Bundesstaat Wisconsin hineinpassen, mit eigenen Kultusministern und Finanzsenatoren, die nichts Besseres zu tun haben, als den Unis das Geld wegzunehmen. Ein Land mit einer Bildungsministerin, die den Unis allen Ernstes verbieten will, Geld von ihren Studenten zu verlangen. Von Amerika lernen heißt siegen lernen. Das hat Uni-Präsident Mlynek längst begriffen. Humboldt ist wie Coca-Cola, sagt er. Fehlt nur noch, dass der US-Präsident die Uni besucht, vielleicht im Audimax eine Rede hält. Chirac war schon da, Fischer sowieso. Wahrscheinlich kommt der US-Präsident aber doch nicht. Die Uni-Leitung hat den Irak-Krieg verurteilt. Stattdessen hat ein Jurastudent ganz andere Gäste entdeckt. Monatelang hat er recherchiert, gesammelt und ausgewertet. Jetzt ist es raus: Die gesamte Uni steht unter Beobachtung. Hörsäle, PC-Pools, Bibliotheken. Überall sind Kameras. »Humboldtgate«, schreibt Spiegel-Online. Die Auftraggeber indes sind noch unbekannt. Die Anschaffung sei unvollständig dokumentiert, heißt es. Haben studentische Hilfskräfte in einer Nacht-und-Nebel-Aktion im Präsidentenbüro Akten geschreddert? Vielleicht steckt Coca-Cola hinter allem, der Bruder im Geiste. Soll verhindert werden, dass Studenten heimlich Pepsi mitbringen oder schlimmer: wieder Club-Cola trinken? Oder laufen die Enden der Kabel direkt ins Pentagon? Erleben wir bald die zweite Stufe der Rasterfahndung? Werden islamische Schläfer demnächst in den Vorlesungen aufgespürt und auf dem Weg zur S-Bahn durch einen gezielten, chirurgischen Eingriff eliminiert? Der Wichtige-Bauvorhaben-Experte Ewald-Joachim Schwalgin könnte sicher aufklären. Doch Schwalgin ist im Urlaub, heißt es. Möglicherweise lebt der Wichtige-Bauvorhaben-Experte längst mit einer neuen Identität auf den Kaiman-Inseln. Oder mysteriöse Geheimbünde haben ihn in ein unterirdisches Höhlensystem verschleppt, weil er zu viel weiß. Wahrscheinlich aber ist er nur für ein paar Tage an die See gefahren. Ödes Deutschland.

Steffen Hudemann <

sungsfrei. Die Universität reagiert damit auf die von den Berliner Universitäten beschlossenen Beschränkungen.

Internationales an der Uni Potsdam

Mit Beginn des Wintersemesters 2003/2004 richtet die Universität Potsdam den neuen Master-Studiengang ›Internationale Beziehungen‹ ein. Sie bietet ihn gemeinsam mit der Freien Universität Berlin an, später soll sich auch die Humboldt-Universität beteiligen. Zu den Themenschwerpunkten des zweijährigen Studiengangs gehören politische Ökonomie, vergleichende Außenpolitik sowie der Umgang mit Konflikten. Zugelassen werden Studierende mit einem Bachelor-Abschluss oder gleichwertigen Studienleistungen in einem relevanten Studienfach. Die Bewerbungsfrist endet am 15. Juli 2003.

Studiengebühren in Hamburg

Vom Sommersemester 2004 an wird Hamburg für Langzeitstudierende eine Studiengebühr erheben. Wer seine Regelstudienzeit um mehr als vier Semester überschreitet, wird dann 1.000 Euro im Jahr zahlen müssen. Bisher gibt es solch eine Gebühr nur in Baden-Württemberg. In mehreren weiteren unionsgeführten Bundesländern ist die Einführung geplant. Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein, in denen die SPD regiert, setzen hingegen auf ein Studienkontenmodell. Auch dort soll die deutliche Überschreitung der Regelstudienzeit gebührenpflichtig werden.

Dieter Lenzen neuer Präsident der FU

Foto: Pressestelle FU

> Ende Juni wird Dieter Lenzen das Amt des Präsidenten der Freien Universität (FU) übernehmen. Er löst damit Peter Gaehtgens ab, der sich wegen seines Alters nicht mehr zur Wahl stellen durfte. Der Erziehungswissenschaftler Lenzen hatte keine Gegenkandidaten und erhielt 52 Stimmen im Akademischen Senat der FU.

Geboren wurde Dieter Lenzen 1947 in Münster, wo er später Erziehungswissenschaft, Philosophie sowie Deutsche, Englische und Niederländische Philologie studierte. Schon mit 28 Jahren wurde er Professor für Erziehungswissenschaften an seiner Heimatuniversität. 1977 wechselte Dieter Lenzen an die FU, die er erst kürzlich als »Berlins Universität Nummer 1« bezeichnete. Abgesehen von einer Gastprofessur in Japan blieb der Vater von drei Söhnen dieser Universität bis heute treu. Seine Forschungsthemen reichen über Todesverdrängung und Vaterkonzepte hin zu japanischen Kinderspielen.

In den Medien gilt er seit PISA und IGLU als Experte für Bildungsfragen. Er selber litt sehr unter den Lernbedingungen der 50er und 60er Jahre und hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Kommunikation in der Führungsspitze zu verbessern. Seit Lenzen 1999 zum 1. Vizepräsidenten der FU gewählt wurde, setzte er auf Erhöhung der Drittmittelfinanzierung. Studiengebühren hält er, laut einem Interview mit dem Tagesspiegel, für ein »Verlegenheitsthema«. Aber in schlechten Zeiten müsse auch die Wissenschaft mit gutem Beispiel vorangehen und sparen.

Seine Wortwahl erinnert dabei an die eines Managers. Gegen hohe Abbrecherquoten helfe ›controlling‹, gegen Langzeitstudenten ›speed‹-Programme und mit ›headhunting‹ will er die Berufspraxis zurück in die Universität tragen. Verbesserung der Effektivität und Qualität der Lehre sind seine Maßstäbe. An ihnen wird man Lenzen in fünf Jahren messen.

Sören Kittel <

München liegt vorn

München hat jetzt etwas, das Berlin noch fehlt: eine Manager-Hochschule. Ab sofort werden angehende Führungskräfte an der European School of Management and Technology ausgebildet. Der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber (CSU) sagte bei der Eröffnung, Manager müssten jetzt zur Ausbildung nicht mehr in die USA oder nach England auswandern. Die Hochschule wird von führenden deutschen Unternehmen finanziert. Auch in Berlin soll im ehemaligen Staatsratsgebäude eine private Managementschule entstehen. Bislang fehlt noch das Startkapital.

Kindergeld trotz Freisemester

Selbst wenn Studierende ihr Studium für drei Semester unterbrechen, bedeutet dies nicht automatisch, dass ihre Eltern den Anspruch auf Kindergeld verlieren. Das hat das Finanzgericht Baden-Württemberg in Karlsruhe entschieden. Die Finanzverwaltung des Landes argumentierte, Urlaubssemester seien eine Unterbrechung der Ausbildung und hatte den Eltern des betroffenen Studenten für diesen Zeitraum das Kindergeld verweigert. Der Student hatte jedoch während seiner Freisemester Praktika absolviert, als wissenschaftliche Hilfskraft gearbeitet und Prüfungen absolviert. Das Gericht wertete dies als berufliche Ausbildung.

Mehr arbeitslose Akademiker

Obwohl der Anteil der Akademiker an allen Arbeitslosen nur 5,7 Prozent beträgt, steigt deren Zahl weiter an. Im letzten Jahr um knapp 24 Prozent in allen Berufsgruppen. Im letzten Jahr konnten nur 126.800 Stellen für Akademiker angeboten werden, gibt die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) bekannt. Der größte Rückgang (44 Prozent) ist bei den Jobangeboten für IT-Experten zu verzeichnen. Leichte Stellenzuwächse gab es für Systemprogrammierer, Versicherungs- und Bankfachleute sowie Fachlehrer an allgemeinbildenden Schulen. Gute Chancen auf einen Stelle haben vor allem Absolventen mit einer breiten Fachkompetenz, weil diese flexibel einsetzbar seien, teilte die ZAV weiter mit.

auf die köpfe kommt es an (mlynek)

Als einzige deutsche Universität leistet sich die Humboldt-Uni ein hauptamtliches Präsidium. Dafür gibt sie rund 600.000 Euro im Jahr aus.

ein monstrum mit fünf köpfen?

> Fast hätten sie den Blumenstrauß wieder einpacken können. Fünf Stimmen weniger, und es hätte an diesem Tag keinen neuen Vizepräsidenten gegeben. Doch 34 der 59 Stimmen im Konzil der Humboldt-Universität (HU) reichten Hans-Jürgen Prömel, um für drei weitere Jahre als Vizepräsident für Forschung der HU im Amt zu bleiben. So kam der obligatorische gelbe Blumenstrauß doch noch zum Einsatz, ein Fotograf rückte an und schoss für die Pressestelle zwei Fotos von Präsident Jürgen Mlynek, Vizepräsident Prömel und dem Strauß.

Die Studierendenvertreter hatten sich das alles etwas anders vorgestellt. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte es gar keinen neuen Vizepräsidenten gegeben. Nicht Prömel, auch nicht den Gegenkandidaten, sondern einen leeren Sessel im Zimmer des Vizepräsidenten. Schließlich hat die Universität gerade einen Einstellungsstopp beschlossen. Und müsste der nicht auch für Präsidiumsmitglieder gelten? Die HU hätte trotzdem nicht ohne Vizepräsidenten dagestanden. Es gibt ja noch drei andere: Barbara Ischinger für Öffentlichkeit und Internationales, Heinz-Elmar Tenorth für Lehre und Studium und Frank Eweslage für Haushalt, Personal und Technik - alle, wie auch Mlynek, hauptamtlich tätig. Ein besonderer Luxus, der offenbar auch den Vizepräsidenten unheimlich ist. In einer Rede an der Universität Göttingen im November 2001 zitierte Ulrich Battis, Verwaltungsrechtler an der HU, ein Mitglied der Hochschulleitung: »Ich frage mich nach einem Jahr, sind wir unser Geld wert? Spielen wir die Kosten wieder ein? Wir haben vier hauptamtliche Vizepräsidenten, vier Persönliche Referenten, vier Vorzimmer.«

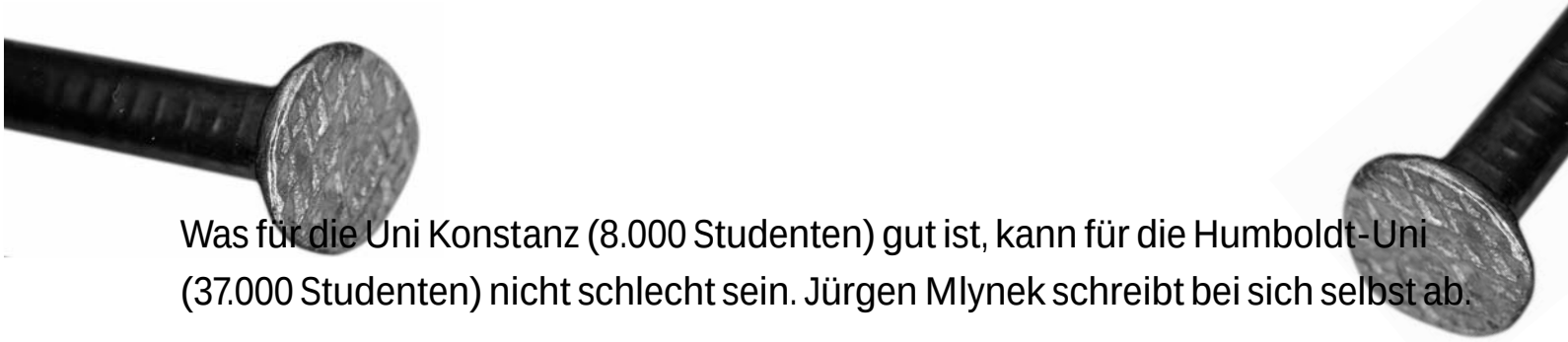
Battis spricht von Mehrkosten von einer Million Mark. Hinzu kommt, dass die Vizepräsidenten nicht nur die Bezüge eines ordentlichen Professors erhalten, sondern darüber hinaus noch eine Sonderzulage aushandelten. Mlynek verdient rund 180.000 Euro, etwa das Doppelte einer C4-Professur. Das Einkommen der Vizepräsidenten ist abhängig von ihrem Verhandlungsge-

>> Seite 10

schick. Das gesamte Präsidium erhält rund 600.000 Euro im Jahr. Die meisten anderen Universitäten haben einen hauptamtlichen Präsidenten oder Rektor, und einen Kanzler. Die Vizepräsidenten sind dort nebenamtlich tätig. Ein solches Modell galt bis 1999 auch an der HU. Doch Hans Meyer, bis 2000 ihr Präsident, setzte kurz vor Ende seiner Amtszeit das neue Modell durch. Am liebsten hätte er sich selbst als ersten Präsidenten des neuen Modells gesehen. Das Konzil wählte jedoch Jürgen Mlynek. Aber auch der ist ein ausgesprochener Freund dieses Präsidialmodells. An der Universität Konstanz, wo er sich 1999 zur Wahl des Rektors stellte, plante Mlynek eine ähnliche Struktur. »Mlynek wollte sich für ein Wissenschaftsmanagement einsetzen«, erinnert sich der Konstanzer AStA-Vertreter Christian Schütze.

Das HU-Modell soll nun bis zum Anfang des Sommersemesters 2004 von einer Arbeitsgruppe des Konzils evaluiert werden. Dann wird entschieden, ob es fortgeführt wird. Bis jetzt steht fest: Durch die stärkere Rolle der Vizepräsidenten haben die Abteilungsleiter an Einfluss verloren. Zudem sind die Ressorts unglücklich zugeschnitten. Die Vizepräsidentin Barbara Ischinger beispielsweise ist zuständig für Internationales und Öffentlichkeit. Damit unterstehen ihr das Amt für internationale Angelegenheiten, die Pressestelle und das Naturkundemuseum. Ein sehr kleiner Bereich, bedenkt man, dass in der Pressestelle letztendlich der Präsident das letzte Wort behält. Gewählt wurde Ischinger, weil man sich von ihr gute Kontakte ins Ausland erhoffte. Barbara Ischinger war Direktorin der Fulbright-Stiftung. Ihr damaliger Mann war Staatsekretär im Auswärtigen Amt. Eines der wichtigsten Ziele Barbara Ischingers lautete, die Internationalisierung der HU voranzutreiben. Die HU eröffnete zu diesem Zweck Dependancen in Moskau und New York. Doch als Ischinger und Präsident Mlynek gemeinsam mit einer Gruppe von Hochschullehrern nach Moskau reisen wollte, um dort die Werbetrommel für die HU zu rühren, endete die Dienstreise noch vor dem Abflug. Als die Mitreisenden herausfanden, dass sie getrennt von Mlynek und Ischinger sitzen sollten, blieben sie lieber zu Hause. Die beiden Präsidiumsmitglieder hatten darauf bestanden, First Class zu fliegen.

Steffen Hudemann <



Was für die Uni Konstanz (8.000 Studenten) gut ist, kann für die Humboldt-Uni (37.000 Studenten) nicht schlecht sein. Jürgen Mlynek schreibt bei sich selbst ab.

Kopf an Kopf mit Konstanz

»Ein vorrangiges Ziel muss es sein, die besten Wissenschaftler und Studierenden für die Universität Konstanz zu gewinnen.«
(Positionspapier zur weiteren Entwicklung der Uni Konstanz, Juli 1999)

»Als kleine Universität können wir nicht alle Gebiete in Forschung und Lehre in voller Breite abdecken.«
(Positionspapier zur weiteren Entwicklung der Uni Konstanz, Juli 1999)

»In Forschung und Lehre Schwerpunkte setzen: durch Profilbildung attraktiv sein.«
(Schlagwort im Positionspapier zur weiteren Entwicklung der Uni Konstanz, Juli 1999)

»Die Universität Konstanz muss sich positiv ins Gespräch bringen, regional, national und international.«
(Positionspapier zur weiteren Entwicklung der Uni Konstanz, Juli 1999)

»Der wissenschaftliche Nachwuchs benötigt klare Zeithorizonte im Sinne einer besseren Planungssicherheit für die berufliche Zukunft.«
(Positionspapier zur weiteren Entwicklung der Uni Konstanz, Juli 1999)

»Auf die Köpfe kommt es an.«
(Jahresbericht der Humboldt-Universität 2001/2002)

»Auch als große Hochschule können wir nicht alle Gebiete in voller Bandbreite abdecken.«
(Antrittsrede an der HU am 9. November 2000)

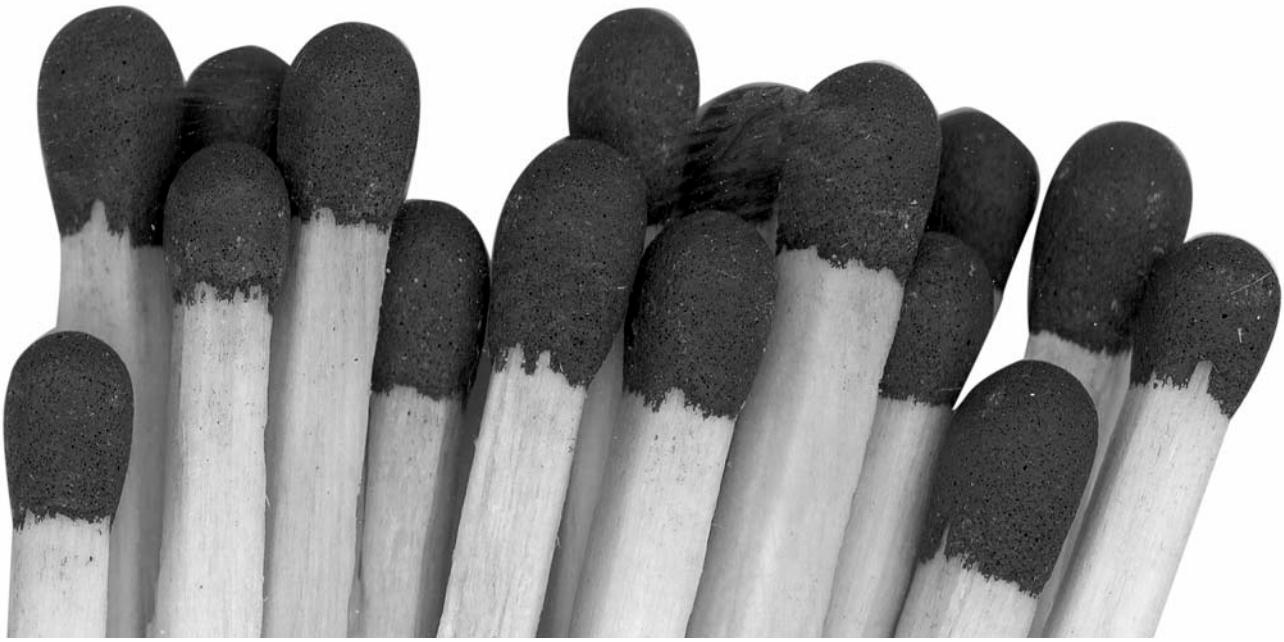
»In der Forschung Schwerpunkte setzen: durch Profilbildung attraktiv sein.«
(Name eines Arbeitspapieres für die HU vom März 2001)

»Die Humboldt-Universität ist wieder da: Sie präsentiert sich national und international sichtbar als zukunftorientierte, zukunftsfähige und weltoffene Hochschule!«
(Antrittsrede an der HU am 9. November 2000)

»Der wissenschaftliche Nachwuchs benötigt klare Zeithorizonte im Sinne einer besseren Planungssicherheit für die berufliche Zukunft.«
(Antrittsrede an der HU am 9. November 2000)

Beim Fußball wurde Jürgen Mlynek immer als letzter gewählt. Doch die Humboldt-Universität will er zurück in die Champions League bringen.

köpfchen, köpfchen



> Es ist Abend an der Humboldt-Universität. Die meisten Studierenden haben ihren Arbeitstag längst beendet. Ein kleiner Mann mit grauem Schnauzbart verlässt sein Büro. Er trägt einen dunklen Anzug und einen Jutebeutel in der Hand. Der Mann steigt die marmornen Stufen der großen Treppe im Foyer der Universität hinunter und verlässt das Gebäude durch den Hinterausgang. Er sieht aus wie ein Erdkundelehrer, der die letzte Klassenarbeit zur Korrektur mit nach Hause nimmt. Doch noch bevor der Mann den Hof betritt, fährt ein schwarzer Mercedes vor. Ein Chauffeur steigt aus. Er öffnet die Hintertür. Der Mann mit dem Jutebeutel steigt ein. Es ist der bestbezahlte Mann der Humboldt-Universität. Es ist Jürgen Mlynek, ihr Präsident.

In wenigen Stunden wird Mlynek wieder zur Arbeit kommen. Schließlich hat er sich einiges vorgenommen: Er will die Universität zurück an die Weltspitze führen. Jeden Morgen auf dem Weg in sein Büro blicken ihn die großen Köpfe dieser Universität von den Wänden aus an. Mlynek muss vorbei an Albert Einstein, an Max Planck, an Robert Koch, an hervorragenden Naturwissenschaftlern, den Nobelpreisträgern der Humboldt-Universität. Jeden Tag erinnern sie ihn an seine Aufgabe: »Wir wollen und werden mit Oxford und Stanford konkurrieren«, sagt Mlynek. Er weiß, dass die Humboldt-Universität weit davon entfernt ist. Siebzig Jahre ist es her, dass die damalige Friedrich-Wilhelms-Universität einen anderen Weg einschlug. Sie vertrieb viele ihrer Wissenschaftler und Studenten. Nach dem Krieg wurde das fast vollständig zerstörte Gebäude wieder aufgebaut, ihren Weltruf erlangte die Universität nie zurück.

»Auf die Köpfe kommt es an.« Das ist Jürgen Mlyneks Lieblingsspruch. Nur die besten Köpfe unter den Wissenschaftlern und Studenten sollen an die Humboldt-Universität kommen. Irgendwann soll die Ahnengalerie vor dem Senatssaal um ein neues Portrait, um den dreißigsten Nobelpreisträger der Universität ergänzt werden. Hinter einem kleinen Vorzimmer im ersten Stock gleich neben dem Senatssaal liegt das Büro des Präsidenten. Hier plant Mlynek die Zukunft. Die Wände sind mit dunklem Holz getäfelt, der Fußboden ist mit rotem Teppich ausgelegt, in der Farbe, auf der sonst Staatsgäste oder Hollywood-Stars empfangen werden. Das Büro ist groß. So groß, dass die ›Zeit‹ fand, man könne darin Badminton spielen.

Hausherr ohne Hausmacht

Vor dem Fenster steht ein Konferenztisch. Von dort aus geht der Blick auf die Straße Unter den Linden mit den historischen Gebäuden der Berliner Mitte. Manchmal lädt Mlynek Studierende an diesen Tisch. Erstsemestern schreibt er einen Brief und fordert sie auf, ihm jederzeit eine E-Mail zu schreiben. Jürgen Mlynek will nicht nur der Präsident mit der Dienstlimousine und dem schicken Anzug sein. Er will dazugehören, der Mann mit dem Jutebeutel sein. Deswegen klopft er zum Beispiel auf dem Humboldt-Ball einem Studenten auf die Schulter und sagt: »Ist doch toll hier, für jeden ist was dabei. Hier vorne klassische Tänze und hinten die Disko für uns junge Leute.«

Es kränkt ihn, wenn die Studierenden nicht mitziehen, wenn Abgesandte der gewählten Studierendenvertreter in sein Büro

>> Seite 12

kommen und seinen Rücktritt fordern. Schon zweimal ist das während Mlyneks Amtszeit passiert. Einmal hatte Mlynek Daten seiner Studierenden für die Rasterfahndung an das Landeskriminalamt herausgegeben. Das andere Mal befürwortete er Studiengebühren.

Den Studierenden, die sich an Mlyneks Tisch setzen und ihm zuhören, sagt er Dinge wie: »Denken Sie positiv. Deutschland ist doch ein tolles Land.« Oder: »Wenn die Deutschen Licht am Ende des Tunnels sehen, neigen sie dazu, den Tunnel zu verlängern.«

Fleißig und verträumt

Der Optimismus, den Jürgen Mlynek ausstrahlt, kommt nicht von ungefähr, denn er hat es geschafft. Er studierte in Hannover und Paris, forschte in Kalifornien, Zürich und Konstanz, publizierte in ›Nature and Science‹ und heimste Auszeichnungen wie den renommierten Leibniz-Preis ein.

Die Wissenschaftskarriere des Jürgen Mlynek beginnt in den Sechzigern in Hannover. An der Leibniz-Schule, damals eine Schule für höhere Söhne, ist Mlynek Klassen- und sogar Schulbester. Fleißig, diszipliniert und hochintelligent sei er gewesen, sagen ehemalige Mitschüler. Er räumt schon in der Schule alle Auszeichnungen ab, die er kriegen kann und muss wegen seines hervorragenden schriftlichen Abiturs nicht mal in die mündlichen Prüfung. Dennoch hat er wenig Neider, denn »er ließ immer abschreiben« erinnert sich ein Schulfreund. Nur beim Fußball wird der pummelige Jürgen meist zuletzt gewählt. Auch die wilden 68er-Proteste in der Bundesrepublik gehen am jungen Mlynek vorbei. »Er war damals eher unpolitisch«, sagt ein anderer Mitschüler.

Mit 16 Jahren ergreift er auf einer Klassenfahrt in Paris die Initiative und navigiert seine Klasse durch die Stadt. Die Lehrer haben das Handtuch geworfen, als sie feststellen mussten, dass man ohne Französisch in Paris nicht weit kommt. »Es war schon damals klar, dass er was Großes werden würde«, sagt einer, der dabei war. Vielleicht war den Ehemaligen Jürgen Mlyneks Erfolg doch etwas unheimlich. Vergangenen Sommer lud er zum Klassentreffen in den Senatsaal seiner Universität ein, um seinen Mitschülern sein Reich zu zeigen. Eine Hand voll kam. Statt eine große Sause zu feiern, besichtigte die kleine Festgesellschaft die Uni und kehrte anschließend in eine Bar ein.

Mlynek fällt durch

Mlyneks Ansprüche an sich selbst sind hoch. Die an andere auch. Daniel Kunz, der bei Jürgen Mlynek in Konstanz Physik studierte, sagt: »Mlynek war schon immer ein Macher. Er erwartete unheimlich viel von den Leuten.« Einen Teil seiner mündlichen Diplomprüfung legte Kunz bei Mlynek ab: »Mlynek hat so verklausulierte Fragen gestellt, ich habe gar nicht verstanden, was er von mir wollte. Gut, dass ein zweiter Prüfer mit im Raum war.«

Doch nicht nur die Studierenden, auch die Uni in Konstanz kann und will mit Mlyneks Anforderungen nicht Schritt halten. Mit dem »Positionspapier zur weiteren Entwicklung der Uni Konstanz« bewirbt er sich 1999 als Rektor. Darin fordert er unter anderem, die Universität müsse stärker zum Dienstleister werden und das »Public Understanding of Sciene and Humanities« müsse gefördert werden. Sein Positionspapier fällt durch. Bei der Wahl zum Rektor der Universität Konstanz 1999 erhält Mlynek 18 der 55 Stimmen. Von den studentischen Vertretern des Wahlgremiums wählt ihn nur der Vertreter des Rings Christlich Demokratischer Studenten. Enttäuscht verlässt Mlynek die Uni und beschließt, seinen Traum von einer Universität der Köpfe woanders zu verwirklichen.

Im Mai 2000 wählt ihn der Akademische Senat der Humboldt-Universität zum Präsidenten. Mlynek richtet Juniorprofessuren ein, lässt Dependancen in New York und Moskau gründen, träumt von Studiengebühren und bestens ausgestatteten Universitäten. Doch die anderen sind uneinsichtig. Die Politik fordert von den Universitäten finanzielle Zugeständnisse, die Studierenden gehen bei dem Gedanken an Studiengebühren und Elitenbildung auf die Barrikaden. Die besten Köpfe sind in ihren Zeiten unverstanden.

Lena Domröse, Steffen Hudemann <

Jürgen Mlynek besucht seine Studenten. Er hört sich ihre Sorgen an. Eine Viertelstunde lang. Der Präsident hat noch andere Termine.

den kopf auf der schiene

> So viel Platz haben viele Studenten in ihrem ganzen Studium nicht. Knapp 20 angehende Theologen sitzen in einem Raum, der das Doppelte fassen könnte. Jeder hat einen Stuhl und Armfreiheit, niemand muss auf dem Boden sitzen oder im Flur. Alle können den Dozenten sehen. Die Studenten sind entspannt. Sie verfolgen die Powerpoint-Präsentation, sie schreiben mit, sie machen fünf Minuten Pause. Der Dozent antwortet auf ein paar Fragen. Dann liest er weiter. Der Dozent spricht mit ruhiger Stimme. Die Studenten hören zu.

Polternd bricht die Tür auf. Ein Mann stürmt herein. Im Vorbeigehen schüttelt er die Hand des Dozenten. Dieser lächelt beglückt und sagt: »Ich begrüße den Präsidenten der Humboldt-Universität«. Jürgen Mlynek ist da. Er wedelt mit der Hand in Richtung Studenten: »Wenn Sie mir eine Viertelstunde mit den Herrschaften hier geben könnten. Ich muss um vier wieder im Hauptgebäude sein.«

Niemand lacht

Doch der Dozent möchte zu Ende lesen. Der Präsident muss warten. Er wartet nicht gut. Jürgen Mlynek kann so wenig stillhalten wie ein Windhund, der einem ausgestopften Karnickel hinterherrasen will. Er reibt sich das Kinn. Er kratzt sich die Stirn. Er schaut zum Pult, schaut auf seinen Tisch, schaut zum Pult. Er nimmt einen Notizblock heraus, schreibt etwas auf, steckt ihn wieder ein. Er schiebt einen gefalteten Lageplan der Uni auf dem Tisch herum. Er schaut wieder zum Pult. Endlich. Der Dozent ist fertig. Die Studenten klopfen.

Jürgen Mlynek prescht los, mit großen Schritten bis zum Pult. Er hält sich daran fest und blickt zum ersten Mal die Studenten an. Er wolle sich hier »ein Bild von den Studienbedingungen machen«, sagt der Präsident und betrachtet die Studenten, die jeder einen Stuhl und einen Tisch haben, die nicht auf dem Boden sitzen müssen und nicht im Flur. Jürgen Mlynek lächelt. Nicht »immer nur im Amtszimmer« wolle er sitzen, sondern rausgehen, »das Ohr auf der Schiene, wie man so schön sagt«. Deswegen dürfen die Studenten jetzt sagen, was sie stört an der Humboldt-Universität (HU). Einer traut sich und beklagt »die katastrophale bauliche Substanz und die schlechte Ausstattung«, und dass in diesem Raum nur 40 Leute sitzen dürfen, weil sonst der Boden nachgibt. »Na«, sagt Mlynek, »immerhin haben Sie hier ja Powerpoint-Präsentationen, wie ich sehe«. Er lacht. Niemand lacht mit ihm. Er redet von laufenden Ausgaben, von Strukturplan und Leistungskriterien. Dann ist er fertig, und niemand sagt etwas.

Um das Eis zu brechen, fragt Jürgen Mlynek, ob hier alle Theologie studieren. Alle studieren hier Theologie. Bis auf eine Studentin ganz hinten. Die studiert Informatik und sagt, dass im Winter in Adlershof die Rohre geplatzt seien, weil sie aus Plastik waren. Sie erzählt von ihrer Prüfung, die sie bei Baulärm ablegen musste. »Wir kennen das Problem«, sagt der Präsident. Die Studentin redet trotzdem weiter. Das Erwin-Schrödinger-Zentrum sei auch schlecht, kein Student wolle da hinein gehen. »Ich gehe da gerne rein«, sagt der Präsident. Er lacht. Niemand lacht mit ihm.

Heute wolle er sowieso nicht über Adlershof reden, sagt der Präsident. Er sei wegen der Theologie hier. Also sagt eine Studentin, die veralteten Bücher in den Bibliotheken seien das Schlimmste. Für Hausarbeiten müsse sie sich die Bücher kaufen. Der Präsident sieht sie an. Dann sagt er etwas vom Personalkostenanteil, von Sachmitteln, von Prozenten und von der Berliner Situation. Die Studenten schweigen. »Na, was haben Sie noch auf dem Herzen«, ermuntert der Präsident. »Es ist doch müßig, etwas zu sagen«, sagt eine Studentin in das Schweigen, »wenn man als Antwort bekommt ›Sie kennen die Berliner Situation‹«. Dazu sagt der Präsident nichts.

»Wer kommt denn aus Berlin?« fragt er stattdessen. Ein paar Studenten melden sich. »Die anderen kommen also aus ganz Deutschland.« Der Dozent weist ihn freundlich auf den jungen Mann in der ersten Reihe hin. Der Präsident beginnt ein Gespräch. Er sei aus Vietnam, erzählt der Student, es gefalle ihm gut an der HU. Der Präsident lächelt. Der Student redet weiter. Gerüchte über Studiengebühren habe er gehört: »Was ist daran? Werden wir unser Studium in der Mitte aufhören müssen?« Der Präsident versucht, ihn zu beruhigen, der Präsident versucht, seine Position zu erklären und dieses unselige Interview, in dem er falsch verstanden wurde, der Präsident bricht ab. »Ich muss mal ein bisschen auf die Uhr schauen«, sagt er. Noch eine Frage: »Haben Sie das Gefühl, an dieser Uni im Mittelpunkt zu stehen?« Niemand sagt etwas. Der Präsident geht. »Schreiben Sie mir eine E-Mail«, sagt er, »ich antworte bestimmt«.

Er greift sein Jackett, stürmt zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. Er verlässt die Theologische Fakultät und schaut nicht mehr zurück. Mit langen Schritten hastet er über die Museumsinsel, sieht auf die Uhr, joggt einige Meter, biegt in den Innenhof, eilt an den Studenten auf der Wiese vorbei, läuft die Treppe im Foyer hoch, reißt polternd eine Tür auf und stürmt hinein. Er ist zurück in seinem Amtszimmer.

Gesa Gottschalk <

Ich kann mir Namen nie merken. Ich weiß auch nicht, welche Position der Präsident hat. Bei den Studenten ist er zurzeit wohl eher nicht beliebt. Es ist schon ein Problem, dass ein Großteil der Studenten ihn nicht kennt. Aber ich denke, die meisten interessieren sich einfach nicht wirklich dafür. Jeder lebt so ein bisschen in seiner kleinen Welt, und ich wohl auch.
Ute Rosenkranz, 25

Ich habe ihn noch nie gesehen. Ich glaube, er hat so einen komplizierten Namen. Irgendwas mit ›M‹, kann das sein? Ich kenne niemanden, der ihn kennt, oder der erzählt hat, dass er irgendetwas Tolles gemacht hat. Ich habe nichts Positives von ihm mitgekriegt. Erstsemester nicht mehr aufnehmen wollen, dass ihn das nicht beliebt macht, ist ja wohl klar.
Tobias Schmitz-Hübsch, 25

in die köpfe geguckt

Ich weiß nicht, wie er heißt. Ist der Dekan für die medizinische Fakultät was anderes? Ich habe als Mediziner nicht so viel im Hauptgebäude zu tun, vielleicht liegt es auch daran. Er ist mir auch in der hochschulpolitischen Debatte nicht aufgefallen. Wenn man unmittelbar betroffen ist, interessiert man sich zwangsläufig dafür. Mich betrifft es eben nicht mehr so sehr. Ist ein großes Stück Desinteresse.
Christian Schopohl, 28

Irgendwas mit ›M‹, oder? Er ist bei uns schon mal in eine Vorlesung gekommen und hat sich unsere Belange angehört. Da gab es eine rege Diskussion. Das war eigentlich sehr angenehm. Dass der sich so weit vorwagt, fand ich sehr positiv. Sympathischer Mann. Er meinte, er würde sich freuen, wenn er E-Mails bekäme. Das klang so wie ›hey, ich schreib' mal an den Präsidenten und alles ist super‹. Aber ob das dann tatsächlich so ist?
Conny Saupe, 26

Weiß nicht, wer der Präsident ist. Noch nie gelesen, noch nie gehört. Dass ich damit nicht allein stehe, ist mir klar. Eigentlich sollte man schon wissen, was er macht. Ich habe aber selbst überhaupt gar keine Ahnung. Dass sie keine Erstsemester mehr zulassen wollen, hat doch der Präsident gesagt, oder? Er sollte schon präsenter sein, finde ich.
Jenny Reimann, 23

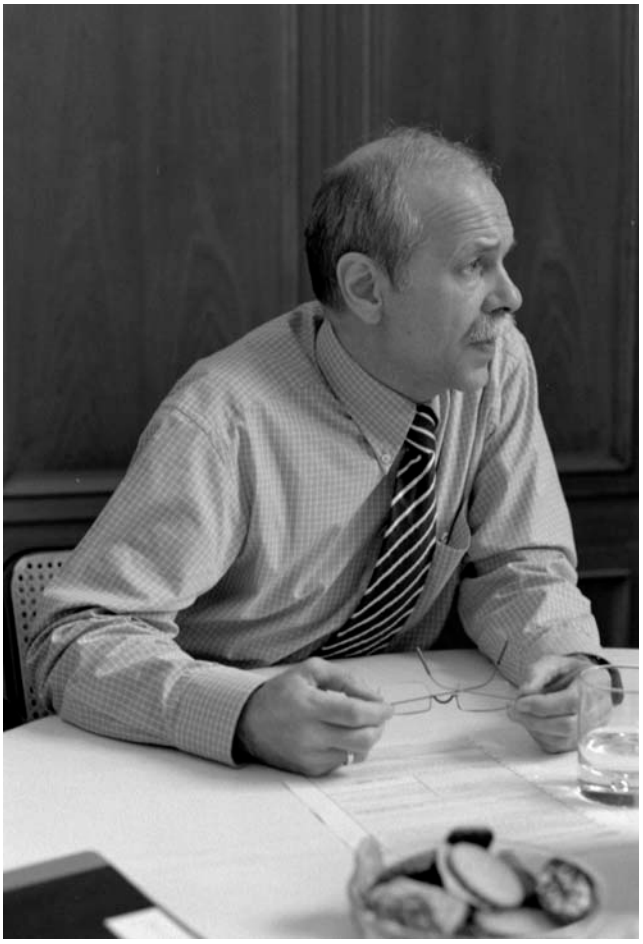
Keine Ahnung, wie der Präsident heißt. Für mich ist es im zweiten Semester noch schwer genug, durchzusteigen. Für meine Probleme im Studienalltag ist er keine Anlaufperson, die mir irgendwie helfen kann. Mit seinem Ausspruch zu den Studiengebühren hat er sich definitiv nicht beliebt gemacht, wobei ich mich frage, ob jeder weiß, dass das seine offizielle Position ist.
Kai Büttner, 23

Wie heißt der Präsident der Humboldt-Universität? Und was tut er?

Fotos: Christoph Schlüter
Umfrage: Daniel Schalz

Mlynek heißt er. Ich weiß, dass große Kritik an ihm geübt wurde, allerdings nicht, was genau kritisiert wurde. Über seine Aufgaben kann ich nur spekulieren. Ich tippe mal darauf, dass er repräsentative Funktionen übernimmt. Ich weiß gar nicht, ob er persönlich was mit der Finanzierung zu tun hat. Seine Rolle ist mir eigentlich relativ schleierhaft. Er wird ja auch nicht besonders populär dargestellt.
Ronald Schreger, 25

Ich weiß nicht, wer der HU-Präsident ist. Das liegt wahrscheinlich daran, dass er nicht groß auftritt. Er spielt ja keine wirkliche Rolle, wenn man studiert. Hochschulpolitisch wird er schon eine Rolle spielen. Interessanter für einen ist, wer Fakultätsleiter ist. Mit dem hat man auch etwas zu tun, aber eine Ebene darüber kommt man gar nicht. Die Fakultäten können die Studiengänge sowieso am besten eigenverantwortlich organisieren.
Tom C. Pröstler, 21



wir wollen die besten köpfe

Jürgen Mlynek über die Unterfinanzierung seiner Uni, studentische Feindbilder und die Frage, was HU und Coca-Cola gemeinsam haben.

UnAufgefordert: Herr Mlynek, 5.000 Studierende haben heute demonstriert. Waren Sie dabei?
Jürgen Mlynek: Nein, ich hatte andere Termine. Aber ich war auf der Demo am 16. Mai.

Einige Studierende, speziell der ReferentInnenrat, haben Ihren Rücktritt gefordert. Trifft Sie das?
Die Studierenden vermengen Ursache und Wirkung. Freund- und Feindbild stimmen nicht überein. Die Ausgangsituation ist, dass der Berliner Senat den Haushalt der Universitäten ab 2006 drastisch kürzen will, und zwar in Größenordnungen, die uns völlig handlungsunfähig machen. Ich sehe nach wie vor keinen Grund für Entwarnung.

Die Studierenden hat besonders aufgebracht, dass Sie in einem Interview die Einführung von Studiengebühren befürwortet haben.
Ich bin in dem Interview zum Thema Studiengebühren gefragt worden und habe dazu meine Meinung gesagt. Ich lasse auch Tabuthemen nicht aus. Aber Studiengebühren werden uns in der aktuellen Situation nicht helfen. Außerdem sind sie laut Hochschulrahmengesetz verboten. Es lohnt sich erst wieder, dieses Thema ernsthaft aufzugreifen, wenn eine neue Rechtslage entstanden ist.

War es in der angespannten Situation klug, eine Diskussion über Studiengebühren zu beginnen?
Ich will nicht verhehlen, dass es vielleicht ein ungünstiger Zeitpunkt war, sich zum Thema Studiengebühren zu äußern. Ich wollte aber auch erreichen, dass sich der Berliner Senat mit diesem Thema auseinandersetzt und klar Position bezieht. Wenn wir weniger Mittel zur Verfügung haben, heißt das entweder, dass wir unser Leistungsangebot weiter reduzieren müssen, oder dass man neue Finanzierungsquellen erschließt.

Der Akademische Senat der Humboldt-Universität hat beschlossen, im Wintersemester keine Studierenden aufzunehmen.
Damit wollte ich in Berlin, aber auch national und international deutlich machen, wie Berlin mit Bildung und Wissenschaft umgeht. Das ist gelungen. Hinsichtlich des Aufnahmestopps gibt es rechtliche Rahmenbedingungen, die dazu führen können, dass wir zum nächsten Wintersemester doch Studierende immatrikulieren müssen.

Haben Sie damit potenzielle Studierende verunsichert?
Das kann ich nicht leugnen. Die Studieninformationstage haben allerdings gezeigt, dass nach wie vor viele unser Informationsangebot annehmen. Wir weisen auch darauf hin, dass es bis zum Auslaufen der Anmeldefrist eine neue Situation geben kann. Wir haben der Senatsverwaltung mitgeteilt, dass wir diesen Aufnahmestopp beschlossen haben, und um Stellungnahme gebeten.

Was sagen Sie den verantwortlichen Berliner Politikern?
Ich versuche deutlich zu machen, dass wir nicht nur Kostgänger sind, sondern auch Leistungen vorweisen können. Die Politik versucht momentan, Zeit zu gewinnen und Druck aus dem Kes-

sel herauszunehmen. Ich bin der Meinung, wir sollten den Druck im Kessel lassen. Von daher finde ich es gut, wenn auch die Studierenden deutlich machen, dass Sarrazins Kürzungssummen den Wissenschaftsstandort Berlin ruinieren werden.

Was sagt Finanzsenator Sarrazin dazu?
Ich habe mehrfach mit ihm gesprochen. Wenn Herr Sarrazin sich etwas vorgenommen hat und von seiner Argumentation überzeugt ist, ist es nur sehr schwer möglich, ihn von dem einmal eingeschlagenen Weg abzubringen.

Wie wollen Sie ihn umstimmen?
Wir brauchen Verbündete. Der Wissenschaftssenator Flierl steht unter dem Druck, einen Beitrag zur Wirtschaftskonsolidierung bringen zu müssen. Wir müssen der Öffentlichkeit klar machen, dass die Universitäten bereits enorm zur Ader gelassen worden sind. Es gibt in Berlin außer Kultur und Wissenschaft kaum Zukunftspotenzial.

Wo wird man sich treffen?
Die Frage ist, welches Körperteil man freiwillig unter das Schafott legt. Wir haben bereits enorm eingespart. Eigentlich können wir keine Kürzungen mehr verkraften.

Kann man es sich vor diesem Hintergrund leisten, den hauptamtlichen Vizepräsidenten für Forschung, Hans Jürgen Prömel, für drei Jahre wiederzuwählen? Immerhin haben Sie einen Einstellungsstopp beschlossen.
Diese Kritik verstehe ich überhaupt nicht. Der Vizepräsident für Forschung bearbeitet die Förderung des Nachwuchses, sowie die Drittmittelaktivitäten. Gerade in Zeiten knapper Kassen sind wir mehr den je darauf angewiesen, Projektmittel einzuwerben.

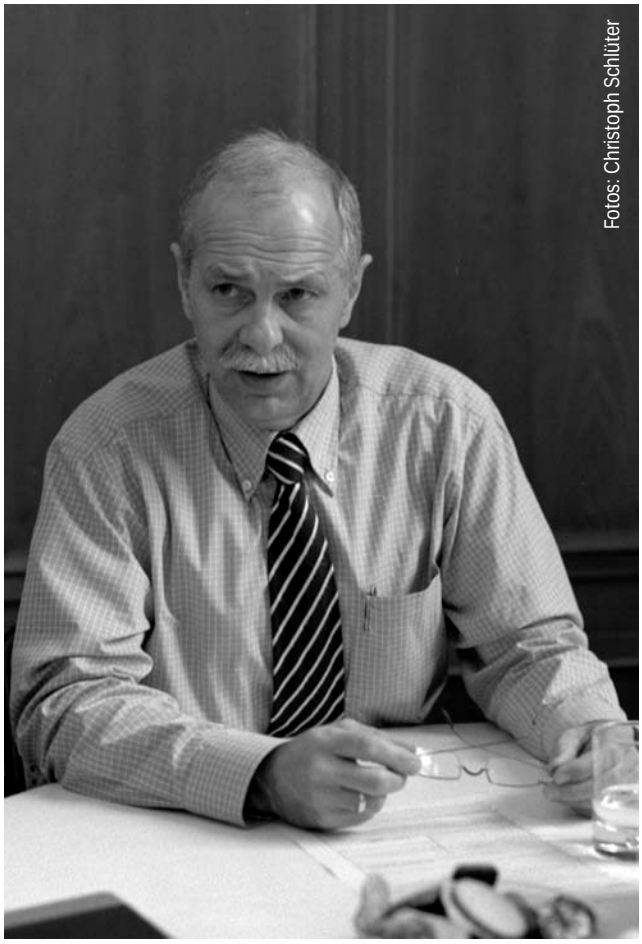
Brauchen wir ein fünfköpfiges hauptamtliches Präsidium?
Diese Entscheidung wurde zu Beginn dieser neuen Leitungsstruktur getroffen. In gut zwei Jahren, wenn ein neuer Präsident gewählt wurde, kann man Bilanz ziehen, ob man bei dieser Ressortaufteilung bleiben will. Wir lassen diese Leitungsstruktur gerade evaluieren und werden dann sorgfältig abwägen.

Was halten Sie von dieser Struktur?
Ich kann mir keine andere Leitungsstruktur vorstellen. Wir waren gut beraten, von der ehrenamtlichen zur hauptamtlichen Tätigkeit überzugehen. Es kann von den Präsidiumsmitgliedern nicht erwartet werden, dass sie ihr zeitraubendes Amt gewissenhaft ausüben und gleichzeitig noch in der Forschung und Lehre präsent sind.

Werden Sie in zwei Jahren noch einmal kandidieren?
Die Frage einer möglichen Kandidatur für eine zweite Amtsperiode ist in einem Jahr zu stellen.

Hätten Sie denn noch Lust?
Berlin ist anstrengend. Man muss hier ständig bergauf kämpfen. Das liegt nicht jedem, und daran muss man sich gewöhnen. Dennoch: Die Humboldt-Universität ist eine großartige Universität, für die der Einsatz lohnt, und sie hat eine großartige Geschichte, sie hat einen sehr guten Namen, und sie hat einen hervorragenden Standort.

Eine großartige Geschichte? Immerhin war sie schon früh eine Hochburg des Nationalsozialismus.
Wir bekennen uns zu diesem Teil der Geschichte und arbeiten sie durch eine Reihe von Veranstaltungen auf. Wir haben zum Beispiel Kommilitonen von 1933 eingeladen. Teilweise waren die über 90-Jährigen zum ersten Mal wieder in Deutschland.



Fotos: Christoph Schlüter

Und der Standort? Kommen die Studierenden nicht wegen der Stadt und trotz der maroden Universitäten?
Wenn ich mit Studierenden spreche, höre ich, dass sie auch wegen des guten Rufs der Humboldt-Universität gekommen sind. Das ist uns sehr wichtig. Nicht nur bei den Lehrenden, auch bei den Studierenden wollen wir die besten Köpfe für die Humboldt-Universität gewinnen.

Sie haben einmal gesagt, die Humboldt-Universität sei ein Name wie Coca-Cola.
Der Name Humboldt-Universität ist ein Markenname. Sie ist international bekannt und genießt einen hervorragenden Ruf.

Entspricht der aktuelle Zustand der Universität diesem Ruf noch?
In Rankings schneiden wir zunehmend besser ab. Dennoch haben wir einige offensichtliche Defizite, die mit unserer Unterfinanzierung zusammenhängen. Warum müssen wir alle 80 deutschen Universitäten gleich ausstatten? Warum können wir nicht ein paar wenige, aber dafür wettbewerbsfähige Universitäten schaffen, die sich zum Beispiel mit Stanford messen könnten?

Das Interview führten Steffen Hudemann, Sören Kittel und Julia Roth <

Fotos: Archiv

einsame kämpfer

Bis zum 17. Juni 1953 waren an den Universitäten die meisten schon auf Parteilinie gebracht.

> Hochschulkonferenz am 30. September 1953 in Leipzig. Kurt Hager, Leiter der Zentralkomitee-Abteilung ›Wissenschaft und Forschung‹, geht mit den »entlarvten Provokateuren« hart ins Gericht: »Wer das Schwert gegen unseren Arbeiter- und Bauernstaat erhebt, wird auch durch das Schwert umkommen.« Bereits in den Wochen vor der Konferenz wurden an den meisten Universitäten Studierende, Mitarbeiter und Professoren, die sich an den Protesten am 17. Juni 1953 beteiligt hatten, verhaftet, entlassen oder exmatrikuliert. Insgesamt waren mehrere hundert Hochschulangehörige betroffen. Die wenigsten von ihnen waren ausgesprochene Gegner des Systems. Allein an der Humboldt-Universität wurden 60 Genossen aus der SED ausgeschlossen. 16 erhielten eine strenge Rüge, fünf eine Verwarnung. Mehrere Dutzend Studierende wurden exmatrikuliert. Der Osten verdammte den Aufstand als »konterrevolutionären Putschversuch«, angezettelt von der »faschistischen Verschwörung« im Westen. Der Westen reduzierte ihn auf einen »Arbeiteraufstand«. Doch zählt der ›17. Juni‹ zu den zentralen Ereignissen der DDR-Geschichte. So viele Menschen wie an den Streiks und Protesten 1953 teilnahmen, sollten erst 1989 wieder gegen das System auf die Straße gehen.

Bereits im Vorfeld des ›17. Juni‹ war der Unmut gegen die Gleichschaltungs- und Kollektivierungspolitik der SED, gegen Repression und Ideologie, gewachsen. Seit März hatten die Universitäten hunderte Studierende exmatrikuliert, weil sie der kirchlichen ›Jungen Gemeinde‹ angehörten. Die SED betrachtete diese als Konkurrenz zu ihrer Jugendorganisation ›Freie Deutsche Jugend‹ (FDJ). Zu Streiks und Protesten gegen das SED-System kam es schließlich zwischen dem 16. und dem 21. Juni 1953 in der gesamten DDR. Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk hat zahlreiche Arbeiten zur Rolle der Intelligenz und der Universitäten in der DDR veröffentlicht. Er schlägt für den ›17. Juni‹ die Bezeichnung »Volksaufstand« vor, da die Proteste »flächendeckend gewesen sind und von allen Bevölkerungsschichten ausgingen.« Fast: Denn er stellte fest, dass dieser Volksaufstand »an den Universitäten im Großen und Ganzen vorbeirauschte.«

Kowalczuk teilt die Lehrenden und die Studierenden gemäß ihres Verhaltens in drei Gruppen. Ein Teil beteiligte sich aktiv an

den Protesten, zum Teil führend in Streikleitungen. Die meisten verhielten sich abwartend und eher passiv. Einige darunter nahmen zwar an Demonstrationen teil, äußerten sich aber nicht politisch. Die kleinste Gruppe, die »neue Intelligenz«, verhielt sich systemkonform. Die Vertreter dieser Gruppe gingen zu Propagandaeinsätzen auf die Straße, unterstützten die Kasernierte Volkspolizei (KVP) und versuchten, auf die Streikenden und Demonstrierenden im Sinne des SED-Regimes einzuwirken.

Wütende Tierärzte

An der Humboldt-Universität blieb die Beteiligung an den Protesten vergleichsweise gering. Die unteren Semester der HU befanden sich am 17. Juni im Praktikum und beteiligten sich nicht an den Streiks. Sie sorgten in vielen Unternehmen dafür, dass der Betrieb während des Aufstandes aufrecht erhalten werden konnte. Die Professoren genossen an der HU besondere Privilegien. Die SED fürchtete, dass andernfalls weitere Lehrende an die neu gegründete Freie Universität (FU) im Westen der Stadt abwandern würden. Viele hatten den Sowjetsektor seit 1948 verlassen, um der zunehmenden Ideologisierung zu entkommen. Dementsprechend besaßen in Berlin vor dem Mauerbau wesentlich weniger Professoren ein Parteibuch der SED als im Rest der DDR. In anderen Städten nahmen mehr Universitätsangehörige am 17. Juni 1953 an Streiks und Protesten teil. In Halle beteiligten sich Studierende an überbetrieblichen Streikkomitees, in Leipzig formierte sich ein ›Bund freier Chemiker‹. In Jena gründeten sechs Studierende einen Studentenrat. Die alten Studentenräte hatte die SED-Regierung zuvor gleichgeschaltet.

Das Verhalten der Professoren und Assistenten war stark fachabhängig. Unter den Geistes- und Sozialwissenschaftlern war die große Mehrheit systemkonform. Sie wirkten an der Legitimierung des Systems mit und verhielten sich passiv oder SED-freundlich. Die meisten Professoren in diesen Fächern waren SED-Mitglieder. Ähnliches gilt für die künstlerischen und pädagogischen Bereiche. Unter den Theologen hingegen beteiligten sich viele aktiv am Kampf gegen das SED-Regime. Die Mediziner waren - wenn auch zurückhaltender - auf der Seite der Protestierenden. Die Veterinärmediziner äußerten ihre Wut offener. Sie waren Zeugen der Kollektivierungen in der Landwirtschaft und setzten sich besonders gegen die Eingriffe in ihren eigenen Berufsstand zur Wehr. Schon 1951 hatten sechs Professoren und 200 Studierende der Veterinärmedizin die Humboldt-Uni verlassen und eine eigene Fakultät an der FU gegründet. In den Ingenieursberufen gab es viele, die Streiks und Demonstrationen initiierten und anführten. Sie unterstützten die Forderungen oft geschlossen.

Was gehen uns die Arbeiter an?

Heftige Auseinandersetzungen begannen erst im Nachhinein. Als die Regierung gegen alle Andersdenkenden vorging, protestierten zunehmend auch Professoren. Sie forderten Zugeständnisse wie Rechtssicherheit und freien Zugang zu westlicher Fachliteratur und internationalen Konferenzen. Der Psychologe Hanns Schwarz bezeichnete das Vorgehen der Staatssicherheit als Folter. Der Chemiker Hans-Heinrich Franck verglich sie gar mit »Gestapo-Methoden«. »Das Vorgehen der Regierung steht in keinem Verhältnis zum Verhalten der bestraften Leute am 17. Juni«, sagt Ilko-Sascha Kowalczuk. Er sieht darin den Versuch, »die Universitäten und Hochschulen zu disziplinieren und jegliche Kritiker zu beseitigen«. Für die Tatsache, dass gerade an den Universitäten und Hochschulen nur wenige wirklich politischen Widerstand geleistet haben, sieht Kowalczuk zwei Gründe. Zum einen seien deutsche Intellektuelle arrogant: »Die machen nicht gerne gemeinsame Sache mit der Bevölkerung, sehen es nicht als ihre Sache. Sie sagen ›Was gehen uns die Arbeiter an?‹« Zum anderen habe man einen großen Teil des ›kritischen Potenzials‹ schon vor 1953 aus den Universitäten beseitigt. Die meisten erhielten Parteistrafen, einige dutzend Studierende wurden exmatrikuliert. Bereits kurz nach 1945 begann das SED-Regime, eine »sozialistische Intelligenz« heranzubilden. Die Entnazifizierung nutzte man, um unliebsame Kritiker aus dem Lehrkörper auszuschließen. Die Zulassung zum Studium steuerte die Partei bewusst. Für Stipendien galten harte Kriterien. Das Hochschulsystem strukturierte die DDR 1951 komplett um und

schloss systemkritische Institute. Obligatorische Politschulungen kamen auf den Stundenplan. Durch soziale Privilegien konnte man zudem einen Teil der Dozenten stark an das System binden. Die SED wurde als Machtzentrum an den Universitäten und Hochschulen etabliert. Der gesamte Hochschulalltag war der Ideologie unterlegen.

Ziel der Leipziger Hochschulkonferenz im September 1953 war, ein Fazit »aus den Lehren des 17. Juni« zu ziehen. Kurt Hager betonte in seinem Referat noch einmal den Anspruch des SED-Regimes an seine »Kaderschmieden«, die Hochschulen und Universitäten: »Es geht darum - und das ist die große Erziehungsaufgabe, die vor allem unsere Genossen Professoren und Dozenten haben -, standfeste, vom Hass gegen Imperialismus und Militarismus erfüllte, der Arbeiterklasse und unserem Arbeiter- und Bauernstaat treu ergebene, (...) mit tiefem marxistischen Wissen ausgerüstete Kader zu erziehen, auf die sich die Partei voll und ganz verlassen kann.«

Julia Roth <

die operation beginnt

Foto: Stefan Beetz

Die medizinischen Fakultäten von Humboldt- und Freier Universität werden eins. Aber wann?

> Bald wird es in Berlin nur noch eine medizinische Fakultät geben. Die Hochschulmedizin der Humboldt-Universität (HU) und die der Freien Universität (FU) werden zusammengelegt. Dies beschloss das Berliner Abgeordnetenhaus am 22. Mai. Ein Übergangsgesetz regelt die Fusion seit 1. Juni. Eine endgültige Regelung durch ein neues ›Hochschulmedizingesetz‹ wird für Ende des Jahres erwartet. Der Senat setzte die Fusion im Rahmen der Sparmaßnahmen durch. In den nächsten Jahren soll so ein Drittel des Landeszuschusses für die Hochschulmedizin eingespart werden. Vor einem Jahr hatte der Senat angedroht, das FU-Klinikum Benjamin Franklin zu schließen. Aufgrund heftiger Proteste und auf Empfehlung des Wissenschaftsrates setzte er schließlich eine Expertenkommission ein. Diese schlug vor, die beiden Unikliniken zusammenzulegen. Ingrid Nümann-Seidewinkel (SPD) leitet die Fusion in die Wege. Die frühere Hamburger Finanzsenatorin war Mitglied der Expertenkommission.

Im Übergangsgesetz steht der Name ›Charité -Universitätsmedizin Berlin (Charité)‹. Die Vertreter des FU-Klinikums Benjamin Franklin sehen sich benachteiligt. »Wir erwarten, dass gewisse Traditionen auch weiterhin gepflegt werden«, sagt Manfred Ronzheimer, Pressesprecher der Humanmedizin an der FU. »Der Name ist ein Identitätsmerkmal.« Der Reflex ist bekannt: Als die Charité geschlossen werden sollte, fühlte sich der Osten hintergangen. War der Fortbestand des Klinikums Benjamin Franklins bedroht, heulte der Westen auf. Man gefährde damit die deutsch-amerikanische Freundschaft. Schließlich sei das Klinikum ein Geschenk der Amerikaner an die Stadt gewesen. Der hochschulpolitische Sprecher der PDS, Benjamin Hoff, hatte vorgeschlagen, die Namen beizubehalten und einen Campus Benjamin Franklin, einen Campus Virchow und einen Campus Charité Mitte zu schaffen. Manfred Ronzheimer hat noch Hoffnung. »Letztendlich werden die einzelnen Areale wahrscheinlich alle ihre Namen behalten«, sagt er. »Das werden der Vorstand und die akademischen Gremien noch genauer beraten.«

Was die Neuordnung für die Studierenden konkret bedeutet, kann Ronzheimer nicht genau sagen. »Zunächst sind vor allem die Zahnmediziner betroffen. Demnächst werden diese zumindest zeitweise an einem Platz zusammengeführt.« Derzeit handele es sich jedoch nur um ein Übergangsgesetz. Wann genau das weitere Gesetzgebungsverfahren abgeschlossen sein soll, ist noch unklar. Die Zahl der Studienanfänger wird in der Zahnmedizin von jetzt 170 um fast die Hälfte reduziert. Bei den Humanmedizinern werden 177 weniger Studienanfänger zugelassen. Das entspricht insgesamt rund einem Drittel der jetzigen 777 Plätze.

Studierende, die jetzt in Berlin in einem Studiengang der Medizin immatrikuliert sind, müssen sich vorerst keine Sorgen machen: »Sie können ihren Studiengang nach den bisher für sie geltenden Regelungen zu Ende führen. Die vor diesem Zeitpunkt erbrachten Leistungen werden anerkannt«, heißt es in dem Gesetz. Bei Sylvia Jaeschke von der Studienberatung haben noch keine besorgten Studierenden angerufen. »Zu mir ist noch kein Laut zu dem Thema gedrungen,« sagt sie. »Ich denke, da herrscht allgemein noch eine abwartende Haltung.«

Julia Roth <

COPY SHOP
COPY SERVICE
COPY CLARA
Inh. G. Kienast
im Internet unter
www.copyclara.de

- Kopien in s/w und Farbe
- Drucken in s/w und Farbe
- Großkopien bis A0
- Alle Bindungen sofort
- Diplom- u. Dissertationsarbeiten

Kopien DIN A4 s/w ab 3 Ct.

Dorotheenstr. 90
10117 Berlin
Tel. 226 792 63
Fax 226 792 65

Die Bafög-Ämter führen die Rasterfahndung ein. Sie wollen vermeintliche Betrüger aufspüren. Der Datenschutz bleibt dabei auf der Strecke.

Blaue Briefe

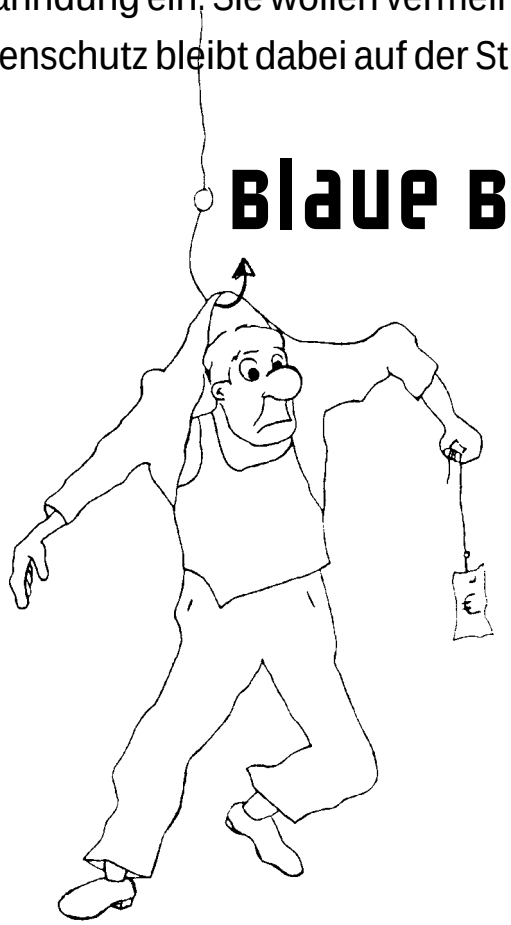


Illustration: Andrea Becker-Weimann

> Dorotheenstraße 17. Die Räume des ReferentInnenrates (RefRat). Es ist Mittwoch, 18 Uhr. Gleich beginnt die Rechtsberatung. Auf dem engen Gang drängen sich Wartende. Die Tür geht auf. »Wer ist wegen der Bafög-Sache hier?« Fast jeder Arm hebt sich. »Ich habe so einen Bescheid bekommen«, sagt eine junge Frau und hält einen Brief hoch. »Ich auch«, sagen die anderen. Alle drängen in das kleine Büro. Draußen sind wieder Sitzplätze frei.

Seit Wochen das gleiche Spiel. Bafög-Empfänger sollen ihre Finanzen offen legen. Die Studentenwerke haben sie angeschrieben. Bereits im Antragsformular mussten sie ihr Vermögen angeben. Viele hatten dabei geflunkert. Einige absichtlich, weil sie mehr oder überhaupt Bafög bekommen wollten. Andere, ohne es zu wissen. Eltern haben auf ihren Namen Geld angelegt, ohne es den Kindern zu sagen. »Die Ämter gehen nach dem rechtlichen Inhaber«, erklärt Bernd. Er ist einer der Betroffenen. Seine Eltern hatten aus steuerrechtlichen Gründen Geld auf sein Konto ausgelagert. Bernd hat daher sein Bafög unrechtmäßig erhalten. Jahrelang. Jetzt soll er alles auf einen Schlag zurückzahlen. »Das ist gar nicht so einfach«, beklagt er sich.

Bei Franziska Prinz von der studentischen Bafög-Beratung des RefRats kommt inzwischen jeder Dritte wegen dieses Problems vorbei. »Den ersten Schub gab es im Sommer letzten Jahres«, erinnert sie sich. Damals begannen die Bafög-Ämter bundesweit, ihre Daten mit denen des Bundesamtes für Finanzen zu vergleichen. Dort werden die Angaben über die Zinseinkünfte einer Person gesammelt. Ausgehend von den Zinsen wird dann zurückgerechnet, wieviel Kapital der Student hat. Auf Informationen über Aktien, Bundesanlagen, Bausparverträge und Grundbesitz hat das Amt ebenfalls Zugriff. Lediglich Konten, die keine Zinsen abwerfen, fallen durch das Fahndungsraster.

Systematisch überprüfen die Ämter jeden Bafög-Empfänger. Häufig stoßen sie dabei auf andere Zahlen als die, die Studenten in ihren Anträgen angegeben haben. Jeder wird zu einer Stellungnahme aufgefordert. »Das einzige, was Sinn macht, ist zu kooperieren«, rät Franziska Prinz. Denn das Bafög-Amt kann auch ein Bußgeld von bis zu 2.500 Euro verhängen. Die Bafög-Zahlung wird in der Regel nicht komplett eingestellt – falls weiter Anspruch besteht. In jedem Fall wird berechnet, welchen Betrag der Student zuviel erhalten hat. Manchmal ist das die gesamte Förderung über mehrere Jahre hinweg. Diese Summe müssen die Betroffenen zurückzahlen. »Häufig ist eine Ratenzahlung möglich«, beruhigt Franziska die Studenten.

Dass die Bafög-Ämter erst jetzt mit derartigen Überprüfungen anfangen, hat gute Gründe. »Im Prinzip steht der Datenschutz dem entgegen«, erklärt Franziska die Rechtslage. Nur wenn ein begründeter Verdacht vorliege, dürften die Ämter eine derartige Abfrage durchführen. Doch angesichts leerer Kassen heiligt der Zweck die Mittel. Wie Andreas Brickwell, Leiter des Berliner Studentenwerkes, berichtet, habe sein Haus bereits zehn Millionen Euro eingetrieben.

Was für die öffentliche Hand ein Segen ist, kommt für viele Studenten einer Katastrophe gleich. Bettina, die noch mitten im Studium ist, soll die gesamte Förderung zurückzahlen: »Das wäre schon ein richtiger Kleinwagen.« Ursprung des Ärgers sind Bundesschatzbriefe, die sie von ihrer Oma geerbt und nicht angegeben hat. »Die kann ich nicht einfach so verkaufen«, beklagt sich Bettina. Erst in einem Jahr würde sie das Geld erhalten. Doch einen Trost hat Bettina auf den Fluren des RefRats bereits gefunden. Wie ihr ergeht es vielen. Zum ersten Mal ist Bettina froh, in einer langen Schlange mit Leuten zu stehen, die in die gleiche Beratung wollen.

Roland Borchers <

Große Auswahl an vorkopierten Skripten der HUB
Tucholskystraße 15 •10117 Berlin
FOTOKOPIEN •COPY SERVICE
COPY CLARA www.copy-clara.de
28 28 557
fax 28 35 426
Mo-Fr 09-20h Sa 10-14h
info@copy-clara.de
A4 bis A0• S/W und Farbkopien• Digitaldruck• Bindungen •Faxservice• Laserdruck•Broschürenerstellung

get up, stand up

Am 21. Mai demonstrierten Studenten aller Berliner Hochschulen gegen Kürzungen. Sie pfiffen, sie sangen, und am Schluss kam sogar die Sonne raus.

> Das Haus ist unnahbar. Glatte Wände, hohe Fenster, in denen sich der graue Himmel spiegelt. Der Polizei reicht das nicht. Sie hat noch eine Absperrung gezogen. Zwanzig Meter von der Eingangstür entfernt. An der Absperrung stehen Polizisten in lockerer Reihe und betrachten die jungen Leute, die vorüber ziehen. »Du, was ist denn das hier links für ein Gebäude?« fragt eine in der Menge. »Weiß ich auch nicht so genau«, sagt ihre Freundin. Das Haus ist das Abgeordnetenhaus von Berlin. Die jungen Leute sind Berliner Studenten. Ihre Demo ist gerade auf dem Potsdamer Platz gestartet, und das Abgeordnetenhaus ist die erste Begegnung mit dem Feind. »Pfeift sie aus, Leute, pfeift sie aus!« ruft ein Mann auf einem Lautsprecherwagen. Die Studenten pfeifen. Es ist Mittag. Ein Polizist sagt zu seinem Kollegen: »Schlechte Zeit, ist ja keiner in der Bude jetzt.«

Gelbe Gummihandschuhe

Ein Wagen nach dem anderen rollt langsam vorbei. Die Studenten buhen, hupen und trillern. Das Haus bleibt unnahbar. Ein paar Leute vom Wachschutz kommen heraus und schauen sich das Spektakel an. Auch ein Mann im Anzug steht vor der Tür und guckt amüsiert. Zwanzig Meter leerer Vorplatz liegen zwischen ihm und den empörten Studenten. Vor der Absperrung hocken Kunsthochschüler und schreiben mit gelber Kreide ihr elftes Gebot auf den Bürgersteig: »Du sollst nicht an der Bildung sparen.« Die Demo zieht weiter. Der Mann im Anzug geht ins Haus zurück. Die Studenten laufen durch die Friedrichstraße. Sie ist leer. Die Leute sind zum Lunch, zum Brunch oder in der Kantine. Aus einer Wohnung lehnt ein Frau. Sie trägt gelbe Gummihandschuhe und putzt ihre Fenster. Unten auf der Straße versuchen es ein paar von denen, die öfter auf Demos gehen, mit den alten Liedern. »Bürger, lasst das Glotzen sein«, rufen sie. Die Frau putzt

Foto: Andrea Becker-Weimann

weiter. »Neun und ze-ehn, der Widerstand muss weiter gehn«, singen die in der ersten Reihe. Der Gesang ebbt ab. Dann singen die Kunsthochschüler. Sie sind leicht zu erkennen. Sie tragen T-Shirts, auf denen steht »Du sollst nicht an der Bildung sparen«. Oder sie tanzen. Oder sie haben sich die Gesichter weiß geschminkt. Wie Elisabeth Heckel. Sie ist im Abschlussjahrgang Schauspiel an der Universität der Künste. »Unser Studiengang ist fast vollzählig hier«, sagt sie, »unsere Dozenten sind auch da. Da kann man sich nicht drücken«. Die Leute von den Kunsthochschulen singen und hüpfen. Ein Lautsprecherwagen spielt ›Get up, stand up‹. Die Sonne ist herausgekommen. Ein paar Männer in Anzügen schlendern vorbei, auf dem Weg zum Essen. Sie bleiben stehen und lächeln.

Megaphone gegen Mittagspause

Die Trecker der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät biegen auf die Straße Unter den Linden. Der Zug bewegt sich langsam auf die Humboldt-Universität zu. Ein Polizist, auf dessen Armbinde ›Presse‹ steht, sagt, es seien etwa 2.300 Demonstranten. Aus dem Funkgerät seiner Kollegin sagt eine Stimme, es seien 10.000. Dorothée Booth von der Demo-Leitung hat 5.000 gezählt. Die Demo hat die Humboldt-Uni errreicht. Hier gibt es keine Absperrung. Eine kleine Gruppe Demonstranten stürmt ins Hauptgebäude. Ein paar Polizisten hinterher. Doch die Studenten wollen nichts Böses. Sie ziehen durch den Innenhof. Mit Megaphonen rufen sie die Studenten, die gerade Mittagspause machen, auf, mit zur Demo zu kommen. Die Studenten bleiben sitzen. »Ich habe schon zwei Streiksemester hinter mir«, sagt eine von ihnen, »ich hatte nicht das Gefühl, dass das irgendwas gebracht hat«. Die Stoßtrupps gehen durch das Foyer. Sie trommeln und pfeifen ein letztes Mal. Ein Mann im Anzug kreuzt ihren Weg. Er sieht aus wie Jürgen Mlynek, der Präsident. Der Mann geht die Treppe hoch und verschwindet im ersten Stock. Die Demo zieht weiter, ohne ihn. Die Unileitung hat schon vor einer Woche demonstriert.

Alessa und die Demostars

Fünfzig Meter vor dem Roten Rathaus stehen eine Bühne und eine Absperrung. An der Absperrung lehnen Polizisten und betrachten die Studenten. Die Studenten schauen zur Bühne. Auf der machen ›Alessa und die Demostars‹ Jam Session. Hinter ihnen, weit hinter ihnen, geht Klaus Wowereit auf das Rote Rathaus zu. Er trägt einen Anzug und schüttelt die Hände einiger anderer Männer in Anzügen. Er wirft einen Blick auf die Studenten. Dann geht er hinein. Die Studenten applaudieren der Band. Sie haben ihn nicht gesehen. Verschiedene Menschen halten Reden. Zum Beispiel diese: »Es geht nicht um die Leibnizpreisträger von gestern, sondern um die Leibnizpreisträger von morgen«. Damit ist Jürgen Mlynek gemeint. Doch Jürgen Mlynek ist nicht da. Schauspielschüler improvisieren. ›Alessa und die Demostars‹ spielen weiter. Jemand geht zum Mikrophon, und sagt, dass ein paar Studenten das Büro des Finanzsenators besetzt haben. Das Publikum jubelt. Mehr Menschen halten Reden. Der Vertreter der Sonstigen Mitarbeiter, der Vertreter der Eltern. Zwei Frauen lesen etwas aus einem Suhrkamp-Band vor. Die ersten Leute gehen. Die Demo ist zu Ende. Am Rand des Platzes stehen Kunsthochschüler und verkaufen ihre letzten T-Shirts, auf denen steht »Du sollst nicht an der Bildung sparen.«

Gesa Gottschalk <

Illustration: Britta Kussin

Der Staat hat kein Geld. Deshalb sollen Studierende selbst für die Kosten ihres Studiums aufkommen. Das wollen jetzt sechs Bundesländer vor dem Bundesverfassungsgericht einklagen.

Koalition der leeren Kassen

> Sie hatten auch Klaus Wowereit eingeladen. Er sollte sie auf ihrem Weg nach Karlsruhe begleiten. Das wäre eine seltsame Runde gewesen auf den Klägerbänken des Bundesverfassungsgerichts: die Bundesländer Bayern, Baden-Württemberg, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Saarland und Hamburg, alle CDU-regiert, vereint mit der rot-roten Hauptstadtkoalition gegen das Studiengebührenverbot der Bundesregierung.

Der Berliner Bürgermeister schloss sich nicht an. Dennoch hat er mit den Ministerpräsidenten der klagenden Länder eines gemeinsam: Auch er befürwortet Studiengebühren. »Entweder wir geben den Unis mehr Geld, das wir nicht haben, oder wir begreifen, dass wir auch von den Studenten einen Beitrag erwarten dürfen«, sagte Wowereit Mitte Mai in einem Interview mit der ›Berliner Zeitung‹. Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) reagierte. Sie hielt ausdrücklich an dem Gebührenverbot fest: »Die Koalition von SPD und Grünen hat Gebühren für das Erststudium bundesweit aus gutem Grunde im Hochschulrahmengesetz ausgeschlossen«, entgegnete Bulmahn. »Studiengebühren wirken auf Kinder aus einkommensschwachen Familien abschreckend«, so die Ministerin weiter. Im August 2002 hatte die Bundesregierung im Hochschulrahmengesetz festgelegt, Studiengebühren grundsätzlich zu verbieten. Ausgenommen sind Gebühren für Zweitstudien und für Langzeitstudierende. In Baden-Württemberg, Thüringen und dem Saarland zahlen diese Studierenden bereits 500 Euro pro Semester. Hamburg wird eine solche Regelung 2004 einführen. Bayern verlangt Gebühren für das Zweitstudium. In Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz gibt es Studienkonten: Dort werden den Studierenden für besuchte Veranstaltungen Punkte von einem Studienkonto abgebucht. Wer mehr Veranstaltungen besucht, als das Konto hergibt, muss zahlen.

Geld bringen diese Gebühren kaum ein. Karteileichen, die vergessen haben, sich zu exmatrikulieren und im 35. Semester

was zahlen die anderen?

Finnland (FIN)
Finnland hat die höchsten Studienanfängerquoten der OECD-Staaten. Auch die Abschlussquote liegt weit über dem Durchschnitt. Das spricht für ein effektives Hochschulbildungs-Konzept. Dabei erhalten Studierende in Finnland sogar Geld vom Staat für ihre Ausbildung.
Für die Vorlesungszeit (9 Monate im Jahr) bekommen sie ein monatliches Studiengeld von 259 Euro; dieses Geld muss nicht zurückgezahlt werden. Voraussetzung für den Erhalt des Geldes ist, dass ausreichende Studienleistungen nachgewiesen werden, außerdem liegt auf allen Fächern ein Numerus clausus. In der Vorlesungszeit gibt es zusätzlich ein Wohngeld von maximal 171 Euro. Die Förderung läuft insgesamt bis zu 55 Monate.
Während der vorlesungsfreien Sommermonate gibt es kein Geld, und die Beträge sind den erhöhten Lebenskosten nicht ausreichend angepasst. Allein mit dem Studien- und Wohngeld können finnische Studenten sich heute nicht mehr finanzieren. Darüber hinaus können Studierende ein günstig verzinstes Darlehen in Anspruch nehmen. Diese Option wird selten gewählt, üblich ist es dagegen, im Sommer zu jobben. Die finanzielle Hilfe von Eltern spielt eine weitaus kleinere Rolle als in Deutschland; ab einem Alter von 20 Jahren gibt es auch keinen Anspruch darauf. Das Studiengeld ist dann unabhängig vom Einkommen der Eltern, aber auch in Finnland gibt es Einkommensgrenzen für die Studierenden.

Niederlande (NL)
Im Studienjahr 2002/2003 bezahlt jeder niederländische Student 1.395,84 Euro Studiengebühren, die direkt an die Universität oder Hochschule überwiesen werden.
Studenten erhalten Leistungen vom Staat, einen Grundbetrag von 220,78 Euro und eventuell Zusatzleistungen von bis zu 226,90 Euro. Den Anspruch auf Zusatzleistungen bestimmt das Einkommen der Eltern. Sie werden unter anderem durch die Studiengebühren finanziert. Außerdem können Studenten ein monatliches Darlehen beantragen. Studenten mit Zusatzleistungen können maximal 245,04 Euro leihen. Studenten, die keinen Anspruch auf die volle Höhe der Zusatzleistungen haben, erhalten so viel Darlehen, dass sie insge-

Archäologie studieren, oder Studierende, die auch nach dem Examen nicht auf die verbilligte Kinokarte verzichten wollen und sich erneut im ersten Semester einschreiben, verlassen die Unis sofort. Da sie aber in der Regel keine Leistungen in Anspruch nehmen, kosten sie die Universitäten ohnehin kein Geld. Diejenigen, die aus gutem Grund länger studieren, sind zu wenige, um die Finanzsituation der Hochschulen tatsächlich zu verbessern.

Dazu müssten flächendeckend Studiengebühren eingeführt werden. Nicht nur Politiker fordern inzwischen solche Gebühren. Auch Vertreter der Hochschulen, etwa Jürgen Mlynek, Präsident der Humboldt-Universität, oder der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, Peter Gaehtgens, schließen sich an. Kindergartenplätze kosteten schließlich auch Geld, lautet eines der Argumente. Was für die Kleinen gelte, müsse auch für die Großen gelten. Auch der klassische sozialdemokratische Ansatz der Chancengleichheit sei widerlegt. Deutschland habe einen geringeren Anteil Studierender aus unteren Einkommensschichten als Länder, in denen Studiengebühren üblich sind.

Sollten die sechs klagenden Bundesländer vor dem Verfassungsgericht Recht bekommen, dann wäre der Weg frei für Studiengebühren schon ab dem ersten Semester. Es ist nicht unwahrscheinlich, das dann genau dies geschieht. Denn grundsätzlich ist Bildung Sache der Länder. Der Bund darf im Hochschulrahmengesetz lediglich Rahmenbedingungen vorgeben. Die Entscheidung über Studiengebühren falle aber nicht darunter, argumentieren die Kläger. Die Frage ist, ob Studiengebühren den Universitäten tatsächlich zu Gute kämen. Mit Klaus Wowereit meldet sich ausgerechnet der Regierungschef des am höchsten verschuldeten Bundeslandes zu Wort. Sollte das Land mögliche Gebühren nicht direkt einstreichen, so könnte doch der Zuschuss an die Universitäten entsprechend geringer ausfallen. Das ist nicht neu. In Österreich freut sich die Staatskasse seit 2001 über Studiengebühren. In Australien hat sich der Staat bei Gebühren bis zu 12.000 Euro im Jahr aus der Hochschulfinanzierung weitgehend zurückgezogen.

Bis das Bundesverfassungsgericht eine Entscheidung trifft, wird noch etwas Zeit vergehen. Vielleicht hat Deutschland bis dahin schon den nächsten Aufschwung und den damit verbundenen Bedarf an Akademikern. Dem wäre mit ganz anderen Rezepten zu begegnen. Dieter Lenzen, der neue Präsident der Freien Universität, antwortete auf die Frage, wie er zu Studiengebühren stehe: »Schon ab 2010 müssen wir Studierende fürs Studium bezahlen, um die Nachfrage nach Akademikern befriedigen zu können.«

Steffen Hudemann <

im vergleich

	OECD	D	FIN	NL	GB	F	A
Studienanfänger 2000 in Prozent:	**45**	**30**	**72**	**52**	**46**	**37**	**33**
Anteil der Bildungsausgaben am Bruttoinlandsprodukt 1999 in Prozent:	**1,3**	**1,0**	**1,8**	**1,3**	**1,1**	**1,1**	**1,4**
Jährliche Ausgaben pro Student 1999 in US-Dollar	**9.300**	**10.500**	**8.000**	**12.500**	**9.500**	**8.000**	**12.000**

samt auf diese Höhe kommen. Das niederländische System arbeitet stark mit Leistungsanreizen. Entscheidend für die Rückzahlung der Basis- und Zusatzleistungen ist der Studienerfolg. Abhängig von erreichten Studienpunkten können die Zahlungen rückzahlungsfrei werden.
Der Anspruch auf Leistungen verfällt nach der Regelstudienzeit (durchschnittlich vier Jahre). Danach kann man noch feste monatliche Darlehen von 745, 48 Euro beantragen.
Studenten können jährlich bis zu 9.847, 22 Euro netto dazuverdienen, ohne dass dies Auswirkungen auf ihren Anspruch auf staatliche Studienfinanzierung hat. Im laufenden Studienjahr gibt es 201.000 Studenten. 140.000 von ihnen erhalten Studienfinanzierung.

Großbritannien (GB)
Von den 1,1 Prozent Bildungsausgaben werden in Großbritannien etwa 0,3 Prozent durch private Mittel finanziert. Nach der Einführung von Studiengebühren in England wanderten Studenten nach Schottland ab.
Für 2002/2003 belaufen sich die Gebühren auf 1.100 Pfund. Sie werden jährlich um 25 Pfund erhöht. Die Regierung plant, ›Top-up-fees‹ einzuführen. Das bedeutet, dass begehrte Universitäten wie Cambridge oder Oxford in Zukunft bis zu 3.000 Pfund erheben könnten. Ob man die gesamten Gebühren oder nur einen Teil bezahlen muss, wird von dem Department for Education and Skills festgestellt. Dazu werden Auskünfte über das Einkommen der Eltern und des Studenten eingeholt.
Für finanziell schwache Studenten gibt es eine Unterstützung. Die muss bei der jeweiligen Local Education Authority beantragt werden. Die Unterstützung beläuft sich auf maximal 3.905 Pfund für Studenten, die nicht bei ihren Eltern und außerhalb Londons wohnen (4.815 Pfund für London). Studenten, die noch bei ihren Eltern wohnen, bekommen maximal 3.090 Pfund. Die Höhe derZahlung wird ebenfalls nach dem Einkommen der Eltern und dem eigenen Einkommen berechnet. Das Darlehen muss nach dem Verlassen der Universität oder des Colleges in Raten zurückgezahlt werden, sobald das eigene Einkommen bei jährlich mindestens10.000 Pfund liegt. Die Höhe des jährlichen Einkommens entscheidet über die Höhe der monatlichen Raten.

Aus Dresden kommt diese Idee: Wenn das Land kein Geld für die Unis hat, dann müssen eben die Studenten helfen. Mit Spenden. Dann hat die Bibliothek auch sonntags auf.

spenden statt meckern

Illustrationen: Britta Kussin

> Ein riesiger Kopf. Getragen von einem viel zu kleinen Hühnerkörper. Bildüberschrift: »We want this man tared and feathered.« Das Foto mit Hühnerbeinen wird am 25. November 2002 anonym auf dem Campus der TU Dresden plakatiert. ›This Man‹ ist Jens Bemme, 24, Student der Verkehrswirtschaft.

Der Schöpfer des Plakats warnt: »Vorsicht, Hochstapler!! Dieser Mann gibt sich als Vertreter der studentischen Mehrheit aus.« Jens Bemme, der Hochstapler, ist Begründer des ›unternehmen selbst!beteiligen‹ (us!b). »Handeln statt meckern« ist ihr Motto. Handeln, um die Studienbedingungen zu verbessern. Ihre Initiative gründete sich im Herbst 2002. Sie schlägt Wellen, entfacht Diskussionen, öffnet sonntags Bibliotheken und ruft die Gegeninitiative ›Dresdner Bündnis gegen Studiengebühren(DSB)‹ auf den Plan. Dabei besteht ›us!b‹ nur aus drei Leuten: Jens Bemme, Julia Thombandsen und Uwe Scheithauer. Die hatten zunächst den Plan, durch finanzielle Beiträge von 100 Euro pro Student 20.000 Euro einzunehmen, um damit beispielsweise die Bibliothek sieben Tage die Woche bis 24 Uhr öffnen zu können. Als dieses Geld dann nicht zusammenkommt, enthüllen ›us!b‹ ihre ursprünglichen Motive. »Eigentlich«, so Julia, »wollen wir eine Diskussion um ein Studienmodell fördern«, bei dem sich Studenten selbst an den Kosten beteiligen. Ein Modell, das viele andere Universitäten Europas bereits haben.

Sonntags geöffnet

In einem offenen Brief bieten Jens und 47 seiner ›Komplizen‹ der Regierung Sachsens ihre finanzielle Selbstbeteiligung an. Sie schlagen 100 Euro pro Student im Semester vor, um die Verschlechterung der Studienbedingungen durch die Folgen »einschneidender und unberechenbarer Haushaltssperren« aufzuhalten und richten sich dabei gegen die Verwendung der eingenommenen Gelder für das Löcherstopfen im Staatshaushalt Sachsens. 47 Unterschriften bei insgesamt 30. 000 Studenten

Frankreich (F)
Die Finanzierung der Hochschulbildung ist in Frankreich unterdurchschnittlich. Die Abschlussquoten liegen knapp unter dem OECD-Durchschnitt, die Studienanfängerzahlen sind niedrig. Die Kosten einer »université publique« variieren je nach Hochschule und angestrebtem Abschluss (Aufbaustudiengänge zum Beispiel sind teurer) zwischen 126 und 692 Euro. Die ersten drei Jahren kostet ein Studium in Paris pro Jahr 315,57 Euro. Davon gehen 105 Euro direkt an die Uni, 174 Euro dienen als eine Art Sozialversicherung und 36,57 Euro zahlen Studierende für Leistungen an der Uni wie die Bibliotheken und Fotokopierer. Ein Semesterticket ist in der Gebühr nicht enthalten.

Ein Großteil der Studierenden wird von den eigenen Eltern finanziert. Ein dem deutschen BaföG vergleichbares System gibt es in Frankreich nicht. Stattdessen werden Stipendien vergeben, die nicht nur sozialen Kriterien unterliegen, sondern auch leistungsabhängig sind.
Bei einem monatlichen Bedarf von 600 bis 800 Euro jobben viele Studierende. In Frankreich ist die Studienzeit eher eine Fortsetzung der Schulzeit. Weil in Großstädten die Wohnungen sehr teuer sind, leben viele Studierende bei ihren Eltern. Eine Alternative bieten Studentenwohnheime, die jedoch oftmals nur sehr kleine möblierte Zimmer anbieten. WGs sind in Frankreich, von Paris abgesehen, kaum üblich.

Österreich (A)
Die Abschlussquote ist ausgesprochen niedrig. Die Steigerung des Studierendenanteils wurde mit der Einführung von ›Studienbeiträgen‹ im Wintersemester 2001/02 gestoppt. Seitdem hat die Anzahl der Studierenden um 45.000 abgenommen. Die ›Beiträge‹ belaufen sich auf 363 Euro und sind in den österreichischen Bundeshaushalt geflossen. Ab 2004 sollen sie den Universitäten zugute kommen.
In Österreich sind Studium und Finanzierung ähnlich aufgebaut wie in Deutschland. Analog zum Bafög erhalten Studierende, die ihr Studium nicht selbst finanzieren können, die Studienbeihilfe. Sie muss nicht zurückgezahlt werden. Ihre Höhe wird anhand des Einkommens der Eltern berechnet. Studenten, die

der TU repräsentieren jedoch nicht die Mehrheit. Daher rufen anonyme Gegner zur Teerung und Federung Jens Bemmes auf.

Januar 2003. ›us!b‹ hat es geschafft. Am Sonntag, dem 19. Januar, öffnet die Sächsische Landesbibliothek - Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (Slub). Außerplanmäßig. 1.200 Studenten kommen. Der Spaß kostet 350 Euro. Geld, das ›us!b‹ gesammelt hat. Mit Zustimmung der Freistaatsregierung und Unterstützung der Unileitung können sich im Januar und Februar drei mal insgesamt 4.000 Dresdner Studenten am ›Tag des Herrn‹ auf ihre Prüfungen vorbereiten. Michael Golsch von der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Slub bezeichnet die Aktion als ein »wunderbares Beispiel von privater Initiative«. Er sieht darin auch keine Gefahr, dass der Staat sich nach und nach aus seiner bildungspolitischen Verantwortung zurückziehen könnte: »Ob Initiative oder nicht, gekürzt wird sowieso.« Die dreimalige Öffnung der Bibliothek bei Minimalbesetzung kostet ca. 1.100 Euro. Dies und ein wenig mehr haben ›us!b‹ seit dem Anfang ihrer Kampagne flüssig machen können.

Elite bilden

Mit großen Plakaten und einer Website haben sie auf sich aufmerksam und in der sächsischen Hochschulzeitung ›ad rem‹ von sich reden gemacht. Die ›Eberhard von Kuenheim-Stiftung‹, die auf ihrer Website von sich sagt, sie fördere »unternehmerisches Handeln und den Gedanken der Elitenbildung«, macht es möglich. Sie bezuschussen Projekte von »jungen Menschen mit Ideen«, erklärt Stefan Sippel, Betreuer des ›us!b‹ bei der Stiftung. Dieser finanzielle Zuschuss ist vielleicht ein Eigentor. Denn als die Gegner erfahren, dass die Stiftung von BMW eingerichtet ist, muss sich ›us!b‹ anhören, sie seien Wirtschaftsmarionetten und der Kapitalismus halte nun Einzug in die Universitäten. Außerdem erhält Jens Bemme für sein Engagement monatlich 250 Euro Stipendium von der Stiftung. »Wir machen eben das, was eine Stiftung macht«, erklärt Stefan Sippel entschuldigend. Jedoch findet selbst Björn Redmann vom Dresdner Bündnis gegen Studiengebühren (DBS) das Stipendium sei »eigentlich in Ordnung«, solange man sich damit nicht kaufen lasse. Er kritisiert jedoch, dass die ›us!b‹-Aktion der Studierendenvertretung in den Rücken falle, weil sie an legitimierten Gruppen vorbeiarbeiten und das Tabu-Thema Studiengebühren in der Politik salonfähig machen.

Das DBS setzt sich gegen finanzielle Eigenbeteiligung ein. Es beruft sich auf Bildung als Grundrecht und sieht die Benachteiligung bestimmter sozialer Schichten, sollten Studiengebühren, Bildungskonten oder ähnliches eingeführt werden. Neben Aufklärungsarbeit und Diskussionen sammelt das Bündnis auch Unterschriften gegen Studiengebühren, um diese »öffentlichkeitswirksam zu übergeben«, wie sie in ihren Argumentationstexten schreiben. Zum Schluss erklärt Björn Redmann sehr ernst, dass man »einen Tag in der Woche auch mal zum zurücklehnen braucht, also die Bibliothek sonntags wirklich nicht öffnen müsste.« Soweit Redmann.

Wie sieht es aber mit anderen Dresdner Studenten aus? Katrin Daniel findet ›us!b‹ schon nicht schlecht, aber sie kann es sich »nicht leisten, zu spenden«. Von verlängerten Bibliothekszeiten hält sie auch nichts, »da die Bibliothek sowieso jeden Tag bis 20 bzw. 22 Uhr aufhat«. Thomas Möckel findet die Sonntage gut für andere Studenten, aber persönlich bringe es ihm nichts. »Architekten müssen nicht so oft in die Bibliothek.« Im Diskussionsforum der ›us!b‹-Website herrscht allgemeine Aufgeregtheit. Wutausbrüche und namenlose Nörgeleien liefern sich ein Stelldichein mit offiziellen Fachschaftsbriefen und allgemeiner Uni-Kritik. Im Forum werden wenig konkrete Alternativen zu ›us!b‹ angeboten. Immerhin finden darin aber Debatten statt. In diesem Semester ermöglicht ›us!b‹ den Studierenden, eine Stunde länger im Netz zu surfen, denn der PC-Pool hat täglich bis 22 Uhr statt bis 21 Uhr geöffnet. Kurz vor den Prüfungsterminen sind außerdem sechs weitere Bibliothekssonntage geplant. Bei Redaktionsschluss sind nur schlappe 60 Euro auf dem ›freiwillige-Beiträge‹-Konto. »Doch es werden mehr. Besonders kurz vor den jeweiligen Sonntagen.« Das weiß Julia sicher, denn »so war es das letzte Mal auch«. Wo aber ist Jens Bemme? Sitzt er gefedert und geteert auf einem stillgelegten Gleis? Nein, er tut das, was Gejagte meistens tun: sich auf neutrales Gebiet begeben. Jens Bemme absolviert im Moment ein Praktikum. In der Schweiz.

Lena Domröse <

Studienbeihilfe erhalten, bekommen ihren Studienbeitrag erstattet. Es gibt die Möglichkeit, die Gebühren über einen Kredit vorzustrecken. Sie wird jedoch kaum genutzt.
Laut Sozialerhebung des Bildungsministeriums vom März 2003 hat im Studienjahr 2001/02 gegenüber 1999/2000 die Anzahl der Absolventen um 8,6 Prozent zugenommen. Hingegen ist der Anteil an Studierenden, deren Eltern keine höheren Bildungseinrichtungen besucht haben, im Vergleich zu 1998 gesunken. Die Erwerbsquote unter Studenten nahm gegenüber 1998 um rund ein Drittel zu. Dies sei aber, so die Studie, auf eine Veränderung der Umfragekriterien zurückzuführen. Tatsächlich habe die Erwerbstätigkeit um rund sechs Prozent zugenommen.

Neuseeland
Studieren in Neuseeland ist teuer. Ein durchschnittlicher Bachelor-Abschluss kostet um die 12.000 neuseeländische Dollar, umgerechnet 6.000 Euro. Für einen Master zahlt man nochmal 8.000 Dollar (4.000 Euro). Die meisten können das nicht aus eigener Tasche leisten und die wenigsten Eltern zahlen die Gebühren für sie. Der Durchschnittsstudent nimmt einen Kredit auf, um sich sein Studium leisten zu können. Die meisten starten deshalb mit einem Schuldenberg von mindestens 10.000 Euro in ihr Berufsleben.
Die für unsere Verhältnisse horrenden Gebühren in Neuseeland führen nicht unbedingt zu weniger Studenten. Allerdings sind entsprechend hohe Schulden für Studenten Normalität. Nach dem Studium müssen die Absolventen sofort damit beginnen, diese abzugelten. Sobald sie einen Job haben, und sei es nur im McDonald's für acht Dollar die Stunde, müssen die Studenten bereits einen Minimalbetrag zurückzahlen. Dieser wird automatisch mit der Steuer vom Lohn abgezogen.
Die Universitäten in Neuseeland sind nicht privatisiert. Viele Studenten beklagen sich aber über den Einfluss, den die Wirtschaft über Stipendien auf die Hochschulen ausübt. Wegen der Gebühren sind Stipendien in Neuseeland noch studienentscheidender als in Deutschland.

Frederike Felcht, Markus Balkenhol, Roland Borchers, Doris Mall, Anne Grieger, Anika Lampe <

Foto: Roland Borchers

Für ihre Gäste unterhält die Humboldt-Universität eine eigene Unterkunft. Ohne Frühstück, aber mit Klappbett. Ein Selbstversuch.

Höhere Männerpension

> Erster Stock. Zimmer 212. Meine Etagenfarbe ist blau. Die Türen und Rahmen sind zumindest blau. Der Bewegungsmelder springt an. Alles ist frisch renoviert. Sauber und ordentlich. Ich schiebe den Schlüssel ins Schloss und wage den Schritt in mein Reich für eine Nacht. Der Boden ist mit gelbem PVC ausgelegt. An der Wand ein Schuhschrank mit Platz für eine Großfamilie. Daneben eine schwere Garderobe aus den 80er Jahren. Auf der Ablage liegt eine Schuhbürste. Nebenan ist die Küche. Der große Kühlschrank brummt vor sich hin. Innen ist er grellgrün und leer. In der Mitte der Küche ein Waschbecken, dazu Spülmittel. In der Ecke stehen zwei transportable Herdplatten. Darauf Großmutters Teekessel. Daneben eine Kaffeemaschine. Kaffee gibt es nicht. Auch keinen Tee. In den Schränken Töpfe, Teller und Gläser, dazu Besteck. Rätsel wirft eine große Wanne auf, die ich in einem Eckschrank finde. Was soll ich mit ihr tun? Ein Fußbad nehmen?

All die spannenden Entdeckungen machen mich nervös. Ein Gang zur Toilette wird nötig. Die Leuchtstoffröhre braucht ein bisschen, bis sie anspringt. Vor allem ist es eng. Klopapier gibt es auf Vorrat. Der Spiegel ist ziemlich klein. Als ich wieder herauskomme, entdecke ich oben an der Tür zwei Buchstaben: WC. Auf der Tür am anderen Ende der Küche ist ein Wasserhahn aufgemalt. Das Bad. An der Wand hängen mehrere Spiegel und ein Kosmetikschrank. Auch dieser ist leider leer. Am Waschbecken ein Zahnputzbecher. Der Anblick der Dusche macht mich etwas skeptisch. Ich verschiebe den Selbstversuch auf morgen früh.

Auf der dritten Tür im Flur steht ein A. Vielleicht für Aufenthaltsraum. Oder Aussicht. Nein, nicht für Aussicht. Trotz dichter Gardinen zeigt sich schnell, dass jene nicht allzu umwerfend ist. Innenhof, Parkplätze, ein wenig Grün, andere Häuser. Ich wende den Blick wieder nach innen. Er fällt auf das Bett in der Ecke. Ein Klappbett, das in einem Schrank verschwinden kann. Ich muss an Donald Duck Cartoons denken und sehe mich schon mitten in der Nacht eingeklemmt im Wandschrank hängen. Ich beschließe, mein Handy unter das Kopfkissen zu legen.

Zwei kleine Italiener

Im Raum steht viel herum. Schränke, Kommode, Glastisch, zwei Sessel. Die stringente farbliche Konzeption weckt Erinnerungen an Wartezimmer: Weiß, weiß, weiß. Bilder würden da nur stören. Die Minibar suche ich vergebens. Stattdessen finde ich neben dem Bett einen gut versteckten Safe. Er ist sehr klein. Eine Geldkassette vom Flohmarkt macht einen stabileren Eindruck. Ein Schlüssel an meinem Bund passt. Leider leer. Ich schließe meine neue Uhr ein. Sicher ist sicher.

Auf der Kommode steht das ›elektronische Uhrenradio‹. Ich stelle es an. »Zwei kleine Italiener, am Bahnhof erkennt man sie...« Ein Heimatsender. Ich stelle das Radio wieder aus und beschäftige mich mit dem Fernseher. Ich habe hier mehr Sender als zu Hause und beschließe, einen Fernsehabend zu machen.

Tatort: Ein reicher Sohn bringt Bruder und Mutter um. Sabine Christiansen stellt dumme Fragen. Jörg Kachelmann versucht verzweifelt, das Wetter irgendwie witzig zu machen. Dann doch besser zeitig ins Klappbett. Wir beschließen, uns gegenseitig nichts zu tun. Ich putze mir die Zähne. Rolle mich vorsichtig ins Bett. Mache das Licht aus. Die Hofbeleuchtung bleibt an. Draußen gießt es. Dicke Regentropfen schlagen gegen das Fenster. Die S-Bahn fährt direkt unter dem Haus durch. Im Vier-Minuten-Takt.

Der Dauergast

Ich kann nicht einschlafen. In den Räumen nebenan ist alles ruhig. Wer da wohl wohnt? Professoren und Doktoranden, sagen die Damen am Empfang. Auch Studenten. Gesehen habe ich niemanden. Die meisten mieten sich für ein paar Tage ein. Einige auch für ein ganzes Semester. Und der Professor, der sich dauerhaft eingenistet hatte? Der sei inzwischen ausgezogen. »Der hat uns geleimt«, sagt der Leiter der Technischen Abteilung, Ewald-Joachim Schwalgin, »der hat ein Dauermietverhältnis daraus gemacht«. Die Mieterhöhung habe er einfach ignoriert. Schließlich sei man vor Gericht gelandet. Und der Professor blieb. Bei alter Miete. Dabei hält Schwalgin die Zimmer des Gästehauses nicht einmal für die allerbesten. Das Haus sei eine »höhere Männerpension«. Und wenn es nach Finanzsenator Sarrazin ginge, sagt Schwalgin, würde hier längst ein Luxushotel stehen. Inzwischen hat es zu regnen aufgehört. Die S-Bahn rauscht nur noch alle fünf Minuten durch den Tunnel. Ehrfurchtsvoll blicke ich ein letztes Mal den Wandschrank über mir an. Wenn das mal gut geht! Ich drehe mich um. Drücke mein Gesicht ins Kissen. Und schlafe bald ein.

Roberto Blanco um halb sechs

Um halb sechs legt das elektronische Uhrenradio los. Roberto Blanco. Volle Dröhnung. Jetzt wäre ich dem Klappbett sehr dankbar gewesen, wenn es mich schalldicht in den Wandschrank katapultiert hätte. Ich quäle mich aus dem Bett und beseitige die Störung. Die Nachtruhe wird fortgesetzt. Bis ein lautes Piepen mich abermals aus dem Schlaf reißt. Ein orangefarbenes Monstrum rollt am Fenster vorbei. Die Müllabfuhr fährt rückwärts in den Hof ein. Ich gehe ins Bad. Nehme eine ausgiebige Dusche. Trotz beachtlicher Kalkrückstände funktioniert sie bestens. Das Frühstück muss heute ausfallen. Die Wohnung habe schließlich eine Küche, da könne man ein Frühstück nicht anbieten, hatte man mir am Empfang erklärt. Ich packe meine Sachen und verabschiede mich von meinem Quartier. Auf dem Flur begrüßt mich der Bewegungsmelder. Ich gebe Schlüssel und Geld am Empfang ab. Es nieselt. Ich eile zur S-Bahn. Erwische gerade noch einen Zug. Nach ein paar Sekunden fahre ich unter meinem Zimmer durch. Ein Blick auf die Uhr. Sie liegt noch im Safe.

Roland Borchers <

Gästeunterkunft der HU, Tel. 2093-1186
Einzelzimmer zwischen 28 Euro und 35 Euro/Nacht

Antiquariat
Kurt-Georg Zeisig

Ankauf Verkauf Versand

Bücher Platten Noten
Partituren

Ebertystraße 51
10249 Berlin
Tel.: (030) 4 27 37 54

– ständig über 1.000 Taschenbücher Stück. 1,- €
– umfangreiches Belletristik-Angebot
– Schallplatten-Klassik (E-Musik) Stück. 2,50 €
– Noten in reicher Auswahl

Öffnungszeiten: Donnerstag, Freitag 10.00 – 18.30
Samstag 9.00 – 14.00

antiquarische bücher online
www.antbo.de
über 1 Millionen Bücher, Grafiken, Noten, Schallplatten im Internet

antbo

unihelden: die simulantin

> Frau Müller hustet ununterbrochen. Seit drei Wochen hat sie Bronchitis. »Die geht einfach nicht weg«, stöhnt sie. Ob der Doktor sie nicht ein zweites Mal abhören könne. Sie ist aufgeregt. Ihre Mutter sei an Lungenkrebs gestorben. Nun hat sie Angst. Um sie herum stehen ein Professor und fünf Studenten. Einer spielt den Doktor und behandelt sie. Er schlägt aufgrund der Familiengeschichte weitere Untersuchungen vor. Als er sich von ihr verabschiedet, drückt er ihr kräftig die Hand und gibt ihr einige ermunternde Worte mit auf den Weg. Frau Müller macht die Tür hinter sich zu – und wird wieder zu Beate Kampel. Sie überlegt, wie ihr die Untersuchung gefallen hat. Hat sie sich als Patientin wohl gefühlt? In ein paar Minuten wird sie in den Raum zurückgehen und mit der Gruppe die Szene besprechen. Seit einem Jahr arbeitet Beate Kampel als ›Simulationspatientin‹ für die medizinische Fakultät der Humboldt-Universität. Die 33-Jährige studiert Ethnologie an der Freien Universität. In ihrer Freizeit spielt sie gerne Theater. Einer ihrer Schauspielfreunde hatte ihr im letzten Sommer von dem Reformstudiengang Medizin erzählt. Dort sollen die Studenten den Umgang mit Patienten bereits ab Beginn des Studiums lernen. Um dies zu proben, werden Leute jeden Alters engagiert, um Patienten zu spielen. Beate stellte sich im Trainingszentrum für ärztliche Fähigkeiten (TÄF) der Charité vor. »Ich habe bereits eine Ausbildung als Krankenschwester. Sicher haben meine medizinischen Vorkenntnisse und meine schauspielerischen Fähigkeiten geholfen«, sagt sie. Denn obwohl die Studenten wissen, dass es sich um gespielte Situationen handelt, sollen sie doch so authentisch wie möglich sein. Sie bekam den Job. Seitdem spielt Beate Kampel für das TÄF. Zu Beginn des Semesters macht sie die Termine mit den Professoren aus und erhält sämtliche Skripte für die Arztbesuche. Sie muss sich ausreichend auf ihre Rollen vorbereiten können. »Das ist auch nötig, denn teilweise gehen die Rollen wirklich an die Substanz. Besonders bei psychischen Krankheiten wird es schwer«, sagt sie. Doch genau, weil er so facettenreich ist und sie jedes Mal aufs neue herausfordert, liebt Beate diesen Job. Die Simulationen können sehr unterschiedlich sein. Sie reichen von fünfminütigen Prüfungssituationen, bei denen die Studenten lediglich ein Krankheitsbild erstellen sollen, bis zur Erhebung der Krankheitsgeschichte eines Patienten. Das kann bis zu einer halben Stunde dauern, und der menschliche Umgang zwischen Arzt und Patient ist dabei oft entscheidend. »Oft soll ich einfach Menschen spielen, die nicht schwer krank, sondern einfach einsam sind, oder andere soziale Probleme haben«, sagt Beate. Wie weit sie in ihrer Rolle geht, kann sie sich aussuchen. Wenn sie zum Beispiel nicht abgetastet werden möchte, dann müssen sich die angehenden Ärzte daran halten. Trotz der klaren Richtlinien ist aber ein großer Teil Improvisation. Besonders spannend findet sie, dass sie bei ihrer Arbeit selbst noch viel dazulernen kann. Zum Beispiel, wie man richtig Feedback gibt. Dazu musste sie vor Beginn des Jobs auch einen Lehrgang besuchen, bei dem sie unter anderem lernte, wie man Kritik formuliert. Nach jeder Untersuchung spricht sie gemeinsam mit der Gruppe von Studenten und dem Professor die Szene durch. Heute hat ihr die herzliche Art des Studenten gefallen. Aber sie hat auch einiges zu kritisieren. Schließlich soll sie mithelfen, Ärzte auszubilden, bei denen sich später auch echte Patienten wohl fühlen.

Foto: Christoph Schlüter

Sarah Hofmann <

im Juni

E-mail aus... Bologna

> Das öffentliche Verkehrssystem in Bologna ist wirklich billig. Eine Busfahrt, egal wohin, kostet 80 Cent. Damit kommt man durch ganz Bologna und es gibt viele Busse. Natürlich wird das Verkehrsnetz stark subventioniert, ist noch staatlich und, wie mir bei einer einsamen Busfahrt und Lektüre der ›Beförderungsbedingungen‹ ein lachender Opa versicherte, es wird nie kontrolliert. Erwischt werden kostet trotzdem 36 Euro. Heute wurde ich kontrolliert und es war schlimmer als in einem Mafia-Film. Vier Männer stürmten in den Bus, der Fahrer schloss sofort alle Türen. Danach hielt die Kontrolleur-Gang ihre Ausweise hoch und forderte alle zum Vorzeigen der Tickets auf. Mindestens die Hälfte aller Insassen hatte noch verzweifelt versucht, die Türen zu erreichen. Zwecklos. Ich hatte im Gegensatz zu anderen einen Fahrschein, aber mir war trotzdem angst und bange. Jeder der Kontrolleure knöpfte sich einen Schwarzfahrer vor und redete auf ihn ein. Einer war Algerier, fürchtete um sein Bleiberecht, wollte auf keinen Fall, dass die Polizei kommt, und schaute immer wild wie ein gefangenes Raubtier durch den ganzen Bus. Der Chef der Gang gab die Kommandos. ›Weiterfahren!‹ ›Tür auf!‹ ›Schnell! Tür zu!‹ Mehrmals versuchte der Algerier zu entkommen. Ein Italiener, der die Prozedur wohl schon kannte, wollte sich mit den Kontrolleuren nicht lange aufhalten, gab ihnen 40 Euro und durfte aussteigen. Der italienische Weg – was man nicht abwenden kann, kann man kaufen. Per Handy wurde die Polizei gerufen. Die übernahm eine Haltestelle vor der Endstation den Algerier, der sich seinem Schicksal ergab. Die Kommandos der Kontrolleure, die Angst der Leute um mich herum – ich saß die ganze Zeit auf meinem Sitz und konnte mich nicht rühren. Später fiel mir auf, dass mich niemand kontrolliert hatte.

Robert Becker <

Das WiWi-Café ist eine Oase der Unordnung in einer hässlichen Umwelt.

Tapferer kleiner Thinktank

> Das Gebäude der Wirtschaftswissenschaften in der Spandauer Straße ist eher nüchtern. Zum Glück gibt es eine schludrig-heimelige Enklave: das Fachschaftscafé. Ein winziges Fenster, ein noch winzigerer Fernseher, dezente Gerümpelhaufen: Man fühlt sich ein bisschen wie Alf in der Garage der Familie Tanner. Manchmal ist es auch genauso einsam. Ein Besucher lobt sein Stammlokal: »Hier hat man seine Ruhe.« Bisweilen streifen wissenschaftliche Assistenten umher, um die laxe Durchsetzung des Rauchverbots auf den Gängen zu nutzen. Auch der eine oder andere koffeinabhängige Professor hat sich schon hierher verirrt.

Außerhalb der Geschäftszeiten ist das Café der Thinktank studentischer Initiativen: Hier tagt die Fachschaft, trifft sich die Fakultätszeitschrift ›Hermes‹ und steigen die Afterpartys nach Wiwi-Feten. Sie alle mahnt ein großformatiges gerahmtes Foto des Graduierten-Jahrgangs 2002: Viele sind berufen, doch nur wenige auserwählt, ihren Abschluss zu machen.

Demnächst muss das Café wahrscheinlich in den ehemaligen Hausmeisterbereich im Erdgeschoss umziehen. Eine ›höfliche Anfrage‹ der Fakultät liegt bereits vor. Räumlich sicher keine Verbesserung, aber immerhin könnte das Café den Hof mitbenutzen. Wenn der nur nicht so hässlich wäre. Die dünne Personaldecke und regelmäßige Haushaltsdefizite erschweren den Betrieb zusätzlich. Wir hoffen, das tapfere kleine Café wird alle Schwierigkeiten meistern und weiter seiner nüchternen Umgebung trotzen.

Bernhard Holl <

Wiwi Café, Spandauer Str. 1, 3. Etage

- Anzeige -

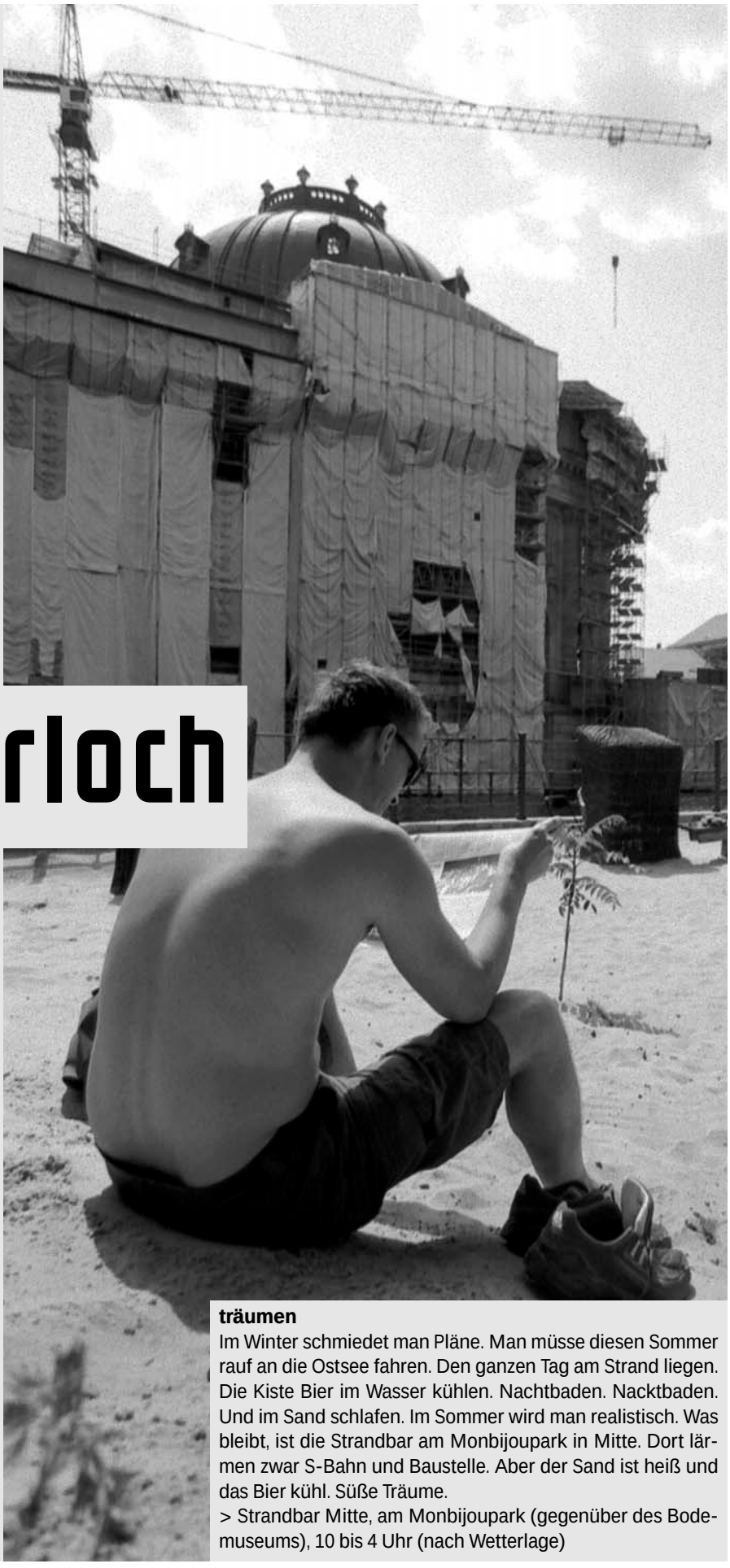
Berlin ist erst im Sommer schön. Sagt jeder.

Blödsinn.

Alle haben Schweißränder unter ihren Achseln, Smog drückt auf die Lunge, und die Straßen stinken nach Hundescheiße. Wenn wir ehrlich sind, würden wir am liebsten ganz woanders sein.

sommerloch

Für alle, die es wieder nicht schaffen, haben wir Orte gefunden, an denen der Berliner Sommer erträglich ist..



träumen
Im Winter schmiedet man Pläne. Man müsse diesen Sommer rauf an die Ostsee fahren. Den ganzen Tag am Strand liegen. Die Kiste Bier im Wasser kühlen. Nachtbaden. Nacktbaden. Und im Sand schlafen. Im Sommer wird man realistisch. Was bleibt, ist die Strandbar am Monbijoupark in Mitte. Dort lärmen zwar S-Bahn und Baustelle. Aber der Sand ist heiß und das Bier kühl. Süße Träume.
> Strandbar Mitte, am Monbijoupark (gegenüber des Bodemuseums), 10 bis 4 Uhr (nach Wetterlage)

wählen
Einkaufspassagen sehen langweilig aus. Sie sind steril und machen aggressiv. Im Winter schützen sie wenigstens noch vor Regen. Aber im Sommer? Die Eisdiele ist der einzige Grund, überhaupt vorbeizuschauen. An der Theke weiß man trotzdem nie: Schokolade mit Vanille? Oder doch Mango-Pfefferminz? Und wie spricht man Bacio richtig aus? Am besten einfach den Finger auf die Glasscheibe drücken.
> Caffe e Gelato, Potsdamer-Platz-Arkaden, Mo bis Fr 9:30 bis 23 Uhr, Sa 9 bis 24 Uhr, So 10:30 bis 23 Uhr

schlafen
Semesterferien – endlich Zeit, sich an klimatisierte Stätten der Weisheit zu begeben und der Hausarbeit zu widmen. Den Laptop unter den Arm klemmen und sich hinter dem Regal HB 10 verstecken. Von hier aus den Sommer beobachten. Und den Sonnenuntergang bestaunen. Doch Vorsicht: Das Gesetz der Stille kann zum Feind der Arbeit werden. Angenehmes Erwachen.
> Staatsbibliothek, Haus 2, Potsdamer Str. 33, Mo bis Fr 9 bis 21 Uhr, Sa 9 bis 19 Uhr

duschen
Die Hauptstraße vergessen. Den Palast der Republik übersehen. Wie im Freibad in Badehosen auf der Wiese liegen. Die ist zwar rechteckig und durch Mauern eingefasst, doch bei hochsommerliche Hitze ist alles egal. Füße ins Wasser halten reicht da nicht mehr. Eine richtige Dusche muss her. Und danach wieder auf die Wiese legen. Da haben die Touristen auch mal was zu fotografieren. Verrückte Berliner.
> Brunnen im Lustgarten am Berliner Dom, ganztags geöffnet

staunen
Was riecht eigentlich so in der Mensa? Im Winter stellt sich diese Frage bei jedem Besuch. Im Sommer sind im Gras mit dem Tablett auf den Knien diverse Gleichgewichtsübungen nötig. Dann lieber doch auf das Dach der FU: Über Dahlem hinwegblicken und Bienen vom Mandarinenpudding naschen lassen.
> Mensa I der FU, Van't-Hoff-Str. 6, Mo bis Fr 11:15 bis 14:30 Uhr

abkühlen
Nähe zu Gott ist wichtig. Ein Sonnenplatz auf den Stufen der Kirche ist da schon ein Anfang. Einfach zurücklehnen und mit Endorphinen aufladen. Und wenn die ersten Visionen vor dem inneren Auge aufblitzen, die Stirn schnell mit Weihwasser kühlen. Anschließend gemütlich niedersetzen und den Kopf auf die Kirchenbank lehnen. Nähe zu Gott ist eben wichtig.
> St. Hedwigs-Kathedrale, Hinter der Katholischen Kirche 3 (am Bebelplatz, gegenüber der HU)

Fotos: Christoph Schlüter, Andrea Becker Weimann

flirten
Im Sommer verschwimmen die Grenzen zwischen Innen und Außen. Die Menschen tragen drinnen das gleiche wie draußen, in den Häusern sind die meisten Fenster geöffnet, und in der neuen Mitte verlieren sogar einige Autos ihre Dächer. Schlimm nur, wenn es dann doch einmal regnet. Der Student von heute ist froh über sein Semesterticket und steigt ab in den Untergrund. Und das nicht erst, seitdem die BVG den zweiten Waggon zum Flirtwagen erklärt hat.
> Bahnhöfe der BVG, ab 15. Juni auch nachts geöffnet

metropolen in deutschland:

Foto: Doris Mall

Tübingen

> In Tübingen«, verkündet Jan am anderen Ende der Telefonleitung, »steppt heute Abend der Bär und zwar ganz gewaltig. Also, was ist? Kommst du mit?« Er muss mich nicht lange überreden. Ich rufe Jule und Anna an, und zu viert erobern wir mit Papis Volvo-Kombi das Land.

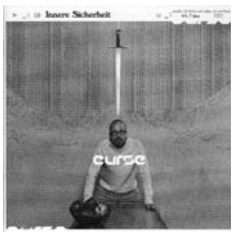
Dreißig Minuten Fahrt und wir sind da: In Tübingen, der Perle am Neckar, Stadt der Dichter und Denker. Es ist eine laue Sommernacht. Wir finden einen Parkplatz in der hügeligen Altstadt, nicht weit vom Rathaus aus dem 15. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert hat man dessen Fassade mit Malereien verziert. Am Ende des 20. Jahrhunderts wurden sie durch dekorative Farbbeutel in neonrosa und neongrün vorübergehend ergänzt. Der Platz vor dem Rathaus ist menschenleer. Normalerweise tummeln sich hier Menschenmassen, die sich, wenn sie keinen Platz mehr in einem Café bekommen, mit einem Getränk auf die Treppenstufen setzen. »Wo sind denn die Leute hin?«, frage ich. Jule, die lange Zeit in Tübingen gelebt hat, sagt schulterzuckend: »Semesterferien.«

Nunc bibendum est

Das erklärt alles. Tübingen ist eine Universitätsstadt. Seit 1477. Mächtig stolz ist man auf diese Tradition. Da können noch so viele Funde aus der Jungsteinzeit auf frühe Besiedlung hindeuten. Auch die erste Erwähnung der Stadt im 11. Jahrhundert ist nicht annähernd so wichtig wie das Gründungsdatum der Uni. Oder wie Jule sagt: »Ohne Uni wär' Tübingen heut noch ein Dorf, das aus drei Bauernhöfen besteht.« Ungefähr 88.000 Einwohner hat die Stadt seit ein paar Jahren. Nahezu ein Drittel davon sind Studierende. Wenn die nicht da sind, ist die Stadt wie ausgestorben. Doch wir lassen uns nicht entmutigen. Schließlich hat Jans Freund eine Riesenparty organisiert. Da werden all die Menschen sein. Auch dort sind sie nicht. Jans Freund hatte spontan »örnwie kein Bock mehr« auf Party und hängt seither mit einem Bier auf seinem Sofa. Wir überreden ihn zu einem Spaziergang. Er wohnt in der Nähe des Schlosses Hohentübingen. Von dort hat man eine tolle Aussicht über die nächtliche Stadt. Oder sollen wir die Neckarfront mit ihren kleinen Fachwerkhäuschen beim Schlendern durch die Platanenallee gegenüber betrachten? »Langweilig, kenn ich alles schon!« Wo denn die Studierenden jetzt hingingen? »Die sind nicht in Tübingen.« Und die, die doch da sind? »Vielleicht was trinken.«

Nicht mal eine Fahrt mit einem Stocherkahn können wir machen, dafür ist es zu spät. Stocherkähne sind lange, schmale Holzboote, die auf dem Neckar fahren. Am Heck steht ein fescher Student, der den Kahn mit einem langen Stab (›Stocher‹) in Bewegung versetzt. Angeblich dürfen nur Mitglieder von Burschenschaften einen solchen Kahn lenken. Die Vorstellung, einem Typen ausgeliefert zu sein, der zweimal die Woche männliche Wunden beim Fechtunterricht in Kauf nimmt und in Trachten gekleidet »Nunc bibendum est« grölt, hielt uns bisher davon ab, eine solche Fahrt zu unternehmen. Aber vermutlich sind das nur fiese Vorurteile. Wir landen in einer mexikanischen Kneipe. Der Barmann sieht uns skeptisch an. Wir haben wohl zu laut über die beleuchteten Plastikkakteen gelästert. Wir sind die letzten Gäste. Um 23 Uhr werden wir höflich, aber bestimmt vor die Tür gesetzt. Und nun? Ein Spaziergang durch die Innenstadt ist doch immer nett. Viel Fachwerk, schöne Läden mit Schaufenstern, nette Menschen. Nur in den Semesterferien nicht. Jans Freund kommt auf die Idee, die den Abend retten soll: »Wir gehen ins ›Hades‹, da ist heute ›All-you-can-eat-Pfannkuchen‹!« Wir haben nichts mehr zu verlieren. Jans Freund hat Hunger. Wir beobachten ihn dabei, wie er sich erst einen Riesenpfannkuchen mit Pilzen, dann einen mit Käse bestellt, dann einen mit Bananen und schließlich noch schmatzend einen mit Nutella verschlingt. Jan, Anna, Jule und ich sehen uns an und uns ist klar: Wir sind hier in einem Dorf gelandet, das aus drei Bauerhöfen besteht. Aber spätestens mit Semesterbeginn im Oktober wird hier wieder eine Stadt stehen.

Doris Mall <



Curse
›Innere Sicherheit‹
ZOMBA Records
bereits im Handel

> Der Titel des Albums lässt sich mehrfach deuten: Reimte Curse bislang offenherzig darüber, wie er die innere Balance hält, geht's bei ›Innere Sicherheit‹ jetzt auch um Politik. Seine Lehre aus 9/11: »Wer jetzt ohne Sinn rappt, ist schlimmer als die Nazis.« Wo die Steuergelder seien, wieso das System so stabil sei, fragt er sich am Rap-Stammtisch. So klingen seine Statements überkorrekt. Die aktuelle Single ›Widerstand‹ erinnert an eine Schülerdemo: Curse ist »für Peace im Irak« und der schunkelnde Chorus von Gentleman liefert die Festivalhymne des Anti-Bush-Sommers. Wenn es dann persönlich wird, liegt er dem Hörer mit Anekdoten zu gescheiterten Beziehungen in den Ohren. Er möchte starke Bindungen und sieht sich ungern als der Ex. Das ist sehr schade, denn auf seinen vorherigen zwei Alben war das auch schon so. Neu ist, dass ihn organische Musik dabei begleitet. Mal erschütternde Metal-Gitarren, dann eine Pianoballade, in die er sich so weit hineinsteigert, dass er schreit. Dies sei das letzte Album über Herzschmerz, hofft er in einem Interview. Wir hoffen mit. Eine dritte Einheit der 16 Tracks bilden Stücke, die Curses HipHop- Wurzeln verdeutlichen. Denn ohne Zweifel gehört er zu den begnadetsten MCs Deutschlands. Auf ›Rap‹ flowt er unglaublich: in verschiedenen Sprachen, doppelt und dreifach schnell. Dann ist er in seiner Mitte angekommen und wird selbstironisch. Auch die Synthese aus programmierten Beats und organischer Musik klappt – Dr. Ring Dings Bläser treiben den Opener triumphal voran. Ein Zuckerstück ist ›Goldene Zeiten‹: Querflöte und Piano eingebettet in schleppenden Beat, über dem Curse von kommenden Tagen träumt. Max vom ›Freundeskreis‹ ist mit dabei und bricht sein jahrelanges Schweigen. Dies wirkt gereift und weniger gewollt als die oftmals vorhersehbaren Politik-Attitüden. Vielleicht wächst Curses Verständnis von Politik, denn sein tiefer Einblick könnte den deutschen Rap bereichern.

Daniel Toedt <

plattenwäsche

The Cinematic Orchestra
›Man With A Movie Camera‹
Ninja Tunes
Veröffentlichung: 16. Juni

> Der aus sechs Musikern bestehende Klangkörper steht regungslos vor dem Publikum in der Volksbühne. Hinter ihm beginnt auf einer großen Leinwand der Stummfilm ›Man With A Movie Camera‹, ein Avantgarde-Klassiker von Dziga Vertov aus dem Jahr 1929. Nach etwa drei Minuten spielen die Musiker des ›Cinematic Orchestra‹ ein getragenes Lied: ›Dawn‹. Es begleitet eine Szene, in der Standbilder den Tagesanbruch in einer schlafenden Metropole dokumentieren. Plötzlich fährt ein Auto vor, ein mit einer Fernsehkamera ausgerüsteter Mann steigt ein. Die Stadt erwacht langsam, der Film zeigt bewegte Bilder und den filmenden Kameramann. Dazu spielt das Orchester ›The Awakening of a Woman‹, zurückhaltend, aber durch seinen Rhythmus lebendig. Diese Szenen sind Teil der DVD ›Man with an Movie Camera‹, die parallel zum gleichnamigen Album des Cinematic Orchestra erscheint. Das Orchester um Gründer, Produzent und Komponist Jason Swinscoe verbindet die mit moderner Studiotechnik und fantastischem Jazz ausgestatteten Stücke perfekt mit dem inspirierenden, über 70 Jahre alten Stummfilm. Mal spielt die Band verträumt-lyrisch mit lang anhaltenden Akkorden, mal bedient sie sich bei Drum'n'-Bass und Funk. Saxophonist, Keyboarder, Schlagzeuger, Bassist und DJ halten sich in ihren Improvisationen angenehm zurück. Film und Musik funktionieren auch unabhängig voneinander sehr gut. Ihre Fusion allerdings ist ein Muss für alle diejenigen, die Film und Filmmusik im Besonderen mögen.

André Sowade <

The Movement
›Move!‹
Destiny Records
bereits im Handel

> Ein Cover in rot, weiß und schwarz? Noch so eine ›The‹-Band? Beim ersten Anblick des Debütalbums der dänischen Band ›The Movement‹ könnte man meinen, dass hier jemand gewaltig auf der momentanen Retro-Welle mitschwimmt. Die Umrisse der drei Bandmitglieder sind auf das Notwenigste reduziert, gerade so, als habe jemand sie mit einer Schablone an eine Wand gesprüht. Wie links, wie radikal! Wenn dann im Intro auch noch Fidel Castro den Sozialismus in Kuba preist, sieht man die Manic Street Preachers am Horizont freundlich winken. Aber geben wir der Band eine Chance. Es lohnt sich. Denn spätestens nach den ersten drei Liedern ist der anfängliche Verdruss über so viel angestrengte Imagepflege vergessen. ›The Movement‹ spielen überraschend eingängigen Mod-Punk mit vielen Pop- und Ska-Elementen. Nicht die harte Schiene, sondern einfach positiv, melodiös und ausgelassen – teilweise sogar mit akustischen Gitarren. Das verbreitet gute Sommer-Laune. Kaum eins der Stücke ist länger als drei Minuten – Lebensfreude auf den Punkt gebracht. Wer da nicht mitwippt, versucht wohl, die Texte zu verstehen, weil ihn der politische Anspruch tatsächlich interessiert. Oder er tanzt aus Prinzip nur zur Musik ihm bereits bekannter Bands. Oder er ist bereits wild am Rocken. ›The Movement‹ sind eine Band zum Liebhaben. Ob sie die Welt noch revolutionieren werden? Vermutlich nicht. Aber egal: Hauptsache, wir durften mal zusammen mit ihnen rumhopsen!

Doris Mall <

kinotag: Blutige Erdbeeren

In der BRD fand er keinen Verleih, in der DDR war er Kult: »Strawberry Statement«. Ein Pflichtfilm für alle, die über einen Studentenstreik nachdenken.

> Eigentlich will Simon nur studieren und mit seiner Ruderriege trainieren. Doch dann geschehen zwei Dinge. Die Uni wird bestreikt und Simon trifft Linda. Anfangs noch belustigt über den Streik und auch etwas beeindruckt, schließt er sich bald den Uni-Besetzern an. Denn Linda ist auch dabei, im Versorgungskommando: »Wir müssen uns nachts rausschleichen und was zu Essen besorgen.« Solche Guerilla-Aktionen verbreiten Streikromantik.

Der Blickwinkel des tagträumenden Studenten, der seine Umwelt mit freundlicher Ironie behandelt, gibt ›Strawberry Statement‹ seine Leichtigkeit. Haarscharf balanciert der Film auf dem Grat zwischen Doku-Drama und Komödie, läuft aber nie Gefahr abzurutschen. Es gelingen exakte Zeichnungen der Protagonisten. Eine entfesselte Kamera stolpert mit ihnen durch die Handlung und fängt ihre Lebendigkeit ein.

Doch all der Spaß, der sich rasch auf das Publikum überträgt, löst sich in Panik auf, als am Ende das Militär die Universität stürmt. Während in der Turnhalle die Studierenden rhythmisch klatschend »Give peace a chance« singen, bereiten sich draußen Militär, Reporter und Schaulustige auf die Räumung der Uni vor. Simon engagiert sich diesmal ohne jede ironische Distanz bei den Besetzern. Und als dann die maskierten Soldaten die Turnhalle stürmen, ist nicht nur die Gewalt entfesselt worden. Auch Bilder und Töne können dem Rausch der sinnlosen Gewalt nicht widerstehen.

In der Bundesrepublik fand sich trotz des Jurypreises beim Filmfestival in Cannes 1970 kein Verleih für den Film. In der DDR dagegen lief er mit großem Erfolg und ist auch heute noch fest im Gedächtnis des damaligen Publikums verankert. In den 90er Jahren war er regelmäßig in kleinen Berliner Kinos zu sehen. Doch am Ende gab es »nur noch eine schlechte Kopie«, sagt Torsten Frehse vom Filmverleih Neue Visionen, der die deutschen Verleihrechte für ›Blutige Erdbeeren‹ in einem großen Paket voller Filmklassiker erwarb. Bei der Wiederaufführung ab dem 3. Juli erstrahle »das wichtige Zeitdokument« im neuen Glanz, so Matthias Mücke von Neue Visionen. Die neuen Kopien, direkt vom Originalnegativ gezogen, »wurden uns förmlich aus den Händen gerissen«, sagt er. Das Comeback beginnt bereits am 1. Juli im Freiluftkino auf der Museumsinsel. Danach wird das Filmtheater am Friedrichshain ›Blutige Erdbeeren‹ zeigen. Auch den Fans des kraftvollen Soundtracks bleibt nur der Gang ins Kino. Die Musik, unter anderem mit Crosby, Stills, Nash & Young und Buffy Saint-Marie, als CD in den Handel zu bringen, scheiterte an der verworrenen rechtlichen Situation.

Alexander Florin <

Blutige Erdbeeren
(Strawberry Statement)
USA 1969
Regie: Stuart Hagman
Mit: Bruce Davison,
Kim Darby, Bud Cort.
Ab 3. Juli im Kino.
Am 1. Juli im Freiluftkino
auf der Museumsinsel.

Uni-Termine

1. Juni bis 15. Juli
Rückmeldefrist (Hauptfrist)

1. Juni bis 15. September
Rückmeldefrist für
Mehrfachimmatrikulierte (Hauptfrist)

1. Juni bis 15. Juli
Bewerbungsfrist für Studiengänge mit Zulassungsbeschränkung (Ausschlussfrist)

17. Juni
Einführung in die
Zentrale Universitätsbibliothek
HU-Zentrale Unibibliothek
14 Uhr

13. und 14. Juli
Tage der offenen Tür in der
Kunsthochschule Weißensee
Fachbereich Malerei
Oranienburger Str. 77
10 Uhr

Vorträge und Veranstaltungen

13. Juni
Antrittsvorlesung ›Klimaerwärmung und Naturkatastrophen im Hochgebirge – Desaster oder Stabilität im 21. Jahrhundert?‹
Chausseestr. 86, Raum 108
Referent: Hilmar Schröder
16:15 Uhr
Infos: 2093-4851

14. Juni
Podiumsdiskussion im Rahmen der Langen Nacht der Wissenschaften
›Medizinische Menschenversuche im Nationalsozialismus – ein aktuelles Thema für Forschung, Lehre und öffentliche Diskussion?‹
Berliner Medizinhistorisches Museum,
Schumannstr. 20/21
20 Uhr
Infos: 4505-36049
www.bmm.charite.de

14. Juni bis 15. Juni
Lange Nacht der Wissenschaften
17 bis 01 Uhr
Infos: 2809-2765
www.LangeNachtDerWissenschaften.de

18. Juni
Tag der Geographie
›Neue Raumsysteme der Wirtschaft‹
Chausseestr. 86
14 Uhr
Infos: 2093-6815
www.geographie.hu-berlin.de

24. Juni
Towards a Planetary Culture
(and its Discontents)
Vortrag im Rahmen der Distinguished W.E.B. Du Bois Lectures
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
Referent: Mark Poster
18 bis 20 Uhr
Infos: 2093-2313
www2.rz.hu-berlin.de/amerika/courses/asw_1.html

25. Juni
Vortragsreihe der Philosophischen Fakultäten I, II und III
Berufsfelder für Geistes- und Sozialwissenschaftler/-innen
›Film und Fernsehen‹
HU-Hauptgebäude, Raum 3094
18 Uhr
Referent/innen: Birgit Mehler, ORB; Fabian Sabo, Imago-TV; Sandra Stamenkvic, Ziegler Film
Infos: 2093-9717

1. Juli
Antrittsvorlesung
›Rechtsvergleichung im Exil: Martin Wolff und das englische Recht‹
Referent: Gerhard Dannemann
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
18:15 bis 20:15 Uhr
Infos: 2093-5379
www2.rz.hu-berlin.de/gbz/

Ringvorlesung: Die Berliner Universität unterm Hakenkreuz
HU-Hauptgebäude, Raum 3075
jeweils 18 Uhr
Infos: 2093-2252
www.geschichte.hu-berlin.de/ns-zeit

11. Juni
Der Hygieniker Heinz Zeiss (1888-1949) und das Konzept der ›Geomedizin des Ostraumes‹
Referentin: Sabine Schleiermacher

18. Juni
Karriere in vier politischen Systemen:
Der Gynäkologe Walter Stoeckel
Referent: Rolf Winau

25. Juni
Die Forschung an menschlichen Organen nach ›plötzlichem Tod‹ und der Anatom Hermann Stieve (1886-1952)
Referent: Udo Schagen

Vortragsreihe Monday Lectures
The Celtic Fringe - Centre or Margin
Infos: 2093-5379
www2.rz.hu-berlin.de/gbz

11. Juni
The British Council, Hackescher Markt 1
Referentin: Ali Smith
20 bis 22 Uhr

16. Juni
Großbritannien-Zentrum, Jägerstr. 10-11
Raum 006
Referent: Stefan Wolff
18:15 bis 20:15 Uhr

23. Juni
Großbritannien-Zentrum,
Jägerstr. 10-11
Raum 006
Referent: Helmut Weber
18:15 bis 20:15 Uhr

Helmholtz-Vorlesungen
HU-Hauptgebäude, Kinosaal
jeweils 18 Uhr
Infos: 2093-2563

12. Juni
Gibt es einen freien Willen?
Die Perspektive der Hirnforschung
Referent: Gerhard Roth, Professor für Hirnforschung an der Universität Bremen

- Hausarbeit
- Abschlussarbeit
- Dissertation
- Korrekturlesen + Layout
- Lektorat
- Prüfungsvorbereitung

?

fast
First-Class Assistance for Students & upcoming Scientists

! bietet Beratung, Betreuung und Intensivkurse

Obertrautstraße 42, 10963 Berlin
Fon: (030) 392 92 70 Fax: (030) 399 072 11
Internet: www.fast-berlin.de

3. Juli
Society and Science in the 21st Century
Referent: Ahmed H. Zewail, Nobelpreisträger für Chemie, California Institute for Technology

Mosse-Lectures
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
jeweils 19 Uhr
Infos: 2093-9777

12. Juni
»Postmodern Just Wars«
Referent: Costas Douzinas, Professor of Law, University of London

2. Juli
Referent: Klaus Theweleit, Schriftsteller, Akademie der Künste Karlsruhe

Kino

Kinoklub an der HU
jeweils 20 Uhr im Kinosaal

24. Juni
Teuflische Brüste (DF)/
Velvet Vampire (OF)

26. Juni
Exotica (OmU)

1. Juli
Kurzfilmabend

8. Juli
Death Race 2000 (OF)

10. Juli
Heat (OmU)

Kino in der TU
jeweils 19 Uhr
TU-Hauptgebäude, Raum H104

19. Juni
Die Bourne Identität

26. Juni
Nackt

3. Juli
Ice Age

10. Juli
Öffne deine Augen

Theater

11. bis 15. Juni
›Das Kunstseidene Mädchen‹
Produktion der Studiobühne der FU
Schwiebusser Str. 16
20:30 Uhr
Karten: 691 29 32

13. Juni
Premiere: Werkstatt Fassbinder Eins
bat-Studiotheater
20 Uhr
www.bat-berlin.de

14. Juni
Premiere: Werkstatt Fassbinder Zwei
bat-Studiotheater
20 Uhr
www.bat-berlin.de

19. bis 28. Juni
Unidram 2003
10. Osteuropäisches Festival für Off-Theater
verschiedene Orte
in der Potsdamer Innenstadt
www.unidram.uni-potsdam.de

Konzert

Duke Ellington – Sacred Concert
Humboldts Philharmonischer Chor,
The Flintstones Big Band, Eva Thärichen
jeweils 20 Uhr
Infos: 2093-2719
Kartenhotline: 2093-2442
www.hu-berlin.de/musik
Eintritt: 10 Euro, erm. 6 Euro

26. Juni
Parochialkirche, Klosterstraße

4. Juli
Gethsemanekirche, Stargarder Straße

5. Juli
HU-Innenhof

Sonstiges

16. Juni bis 20. Juli
1. Internationales Sandskulpturenfestival Berlin
Eastsidegalery, jeweils 10 bis 22 Uhr
Infos: 44 35 58 66, www.sandsation.de

über umzugshelfer

Katechismus des Studenten, Folge XXXV

> Wenn Menschen die Wohnung wechseln, gibt es regelmäßig großen Stress. Teure Glasschranktüren, Pizzateller und Freundschaften zerbrechen dabei gern, und der mit der neuen Wohnung sitzt am Ende weinend über den Kartons.

Karen zieht um, und pünktlich um 9 Uhr morgens stehe ich vor ihrer Tür in Kreuzberg. Sonntag, 9 Uhr: nicht meine Zeit. Im Wohnzimmer lerne ich Holger und Henni kennen, sie trinken Bier. Karen ist sauer, sie denkt, Bier macht müde, und nun soll doch der Umzug starten. Sie wirft mir vielsagende Blicke zu, und ich traue mich nicht, mir auch ein Bier zu nehmen. "Na, dann wollen wir mal," sagt Karen und zieht übertrieben auffällig Handwerkerhandschuhe an. "Kommt noch jemand zum Helfen?" fragt Holger. Holger ist klein und rund. Ich frage mich, wie er aussieht, wenn er ein paar Mal vom 4. Stock zum Umzugswagen gelaufen ist und wieder zurück. Ich stelle mir Holger in krebsrot vor. Natürlich hofft er, dass noch jemand kommt, und ich hoffe das auch. "Ich hoffe", sagt Karen mit einem Anflug von Bitterkeit in der Stimme und trägt einen Karton aus der Wohnung. Holger, Henni und ich sehen uns an, und dann nehmen auch wir Kartons und wir wollen Karen gerade nachgehen, als mein Karton noch auf der Türschwelle aufreißt, und mir Bücher, Videos und Schminkutensilien auf die Füße fallen, und als Karen wiederkommt, sitzen Holger, Henni und ich noch immer auf der Türschwelle und verstauen die Dinge vom Fußboden in einen notdürftig geflickten Karton. Karen drängt sich ausdrücklich genervt an uns vorbei, der Umzug geht weiter. Nach etlichen Treppen, nach unten transportiertem und sagenhaft schlecht gepacktem Kram, nach toten Beinen, einem lieber am Auto wartenden Holger ("damit niemand etwas klaut") und vier telefonischen Helfer-Absagen (Kopfschmerzen, Menstruation) stößt endlich eine weitere Hilfe zu uns. Ulrike. Ulrike trägt ein knappes enges Kleid und, man soll seinen Augen nicht trauen: Stöckelschuhe. Aha, Ulrike. Ulrike steht wie fassungslos vor den letzten Kartons, Henni, Karen und ich sind verschwitzt, und als Ulrike sagt, die Kartons lasse sie lieber mal stehen und einen Wok zum Runtertragen hochnimmt, stehen wir fassungslos vor Ulrike. Aber weiter. Ulrike stöckelt damenhaft die Treppen mit einem Wok hinunter, Henni macht zum vierten Mal Bier- und Kiffpause, Holger passt lieber auf die Sachen im Auto auf, und Karen und ich mühen uns mit der Waschmaschine ab. Holger hat sich im Auto einen Schokoriegel auf die Lippen geschmiert und eine kleine Tüte mit Gläsern fallen gelassen. "Man packt die aber auch ein, in Zeitungspapier", ist seine Entschuldigung aus vollem Schokomund. Karen und ich stellen die Waschmaschine auf die Rampe. Ich sehe, wie kleine Umzugstränen aus Karens Augen laufen. "Mein Entenglas", beginnt sie zu schluchzen. Eine zerbrochene Entenscherbe liegt vor Holgers Füßen. "Vielleicht kann man es kleben", sage ich, und ich hoffe heimlich, dass Karen nicht sieht, wie Ulrike gerade im Rückspiegel des Umzugswagens ihre Lippen nachzieht.

Illustration: Ulrike Zimmer

Plötzlich hält neben uns ein Polizeiwagen. Ein nach Rentenalter aussehender Polizist steigt aus, kommt auf uns zu und sagt, man könne hier nicht stehen mit dem Umzugswagen, und er entschuldigt sich beinahe, aber das geht einfach nicht, hier ist absolutes Halteverbot und da hilft auch kein Umzug. "Wo hab ich denn den Autoschlüssel?" fragt Karen entsetzt. Der kann überall sein. Der Polizist grinst und steht da und guckt Karen an und will nicht weggehen. Karen bricht in Schluchzkrämpfe aus, und der Polizist grinst immer noch. Ich fange an zu überlegen, wo der Schlüssel sein kann. Ich weiß es nicht. Endpunkt.

Als Karen den Schlüssel nach einigen Tränen in ihrer Hosentasche findet und den Wagen in 100 Metern Entfernung parkt, ist die Stimmung schwer gesunken, nur Henni ist total fröhlich, aber er schwankt etwas, wenn er geht. Karen verbietet ihm, weiter zu helfen, weil er nichts fallen lassen soll im Suff. Ich mache den Umzug so gut wie alleine, ich kann meine Beine kaum noch spüren. Ich nehme mir vor, nach dem Einladen nach Hause zu gehen. Ich will ins Bett. Ich will nicht mehr helfen, so gut kenne ich Karen ja auch gar nicht. Und außerdem hat meine Tante heute auch Geburtstag, glaub ich.

Annkia Waldhaus <

...und im Radio

Rundfunk Berlin-Brandenburg

fritz.de

ALLES FÜR REISEN

gestaltung: t. seiffert. berlin

Vom Rucksack über Zelte, Schlafsäcke, Schuhe, zweckmäßige Bekleidung und Equipment, bis zu kompetenter Beratung bekommt Ihr bei uns alles, damit Draussensein Spaß macht.

CAMP 4

Der Ausrüster für Travelling, Trekking, Bergsport und mehr in Berlin-Mitte
K.-Marx-Allee 32, U Schillingstr., öffentl. Parkplätze vorm Laden, Tel.: 242 66 34

jetzt auch wieder unter: **www.camp4.de**